Alfred Daniel

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

WEHR UND GEGENWEHR

VORWORTE ZUR DRITTEN UND ZUR VIERTEN AUFLAGE DER GRUNDLAGEN DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS



VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G. / MÜNCHEN

WEHR UND GEGENWEHR

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

WEHR UND GEGENWEHR

VORWORTE ZUR DRITTEN UND ZUR VIERTEN AUFLAGE DER GRUNDLAGEN DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS



VERLAG VON F. BRUCKMANN A.-G. / MÜNCHEN 1912



VORBEMERKUNG

Die Volksausgabe der Grundlagen,[1]) sonst ungekürzt und sorgfältig revidiert und ergänzt, enthält bekanntlich nicht die umfangreichen Vorworte zu der dritten und der vierten Auflage. Den Verfasser hat der Wunsch geleitet, alle von aussen aufgedrungene Polemik als abgethan zu entfernen, damit das Werk in seiner ursprünglichen, reinen Gestalt wirke. Doch gelangen vielfache Klagen an uns, da diese Abhandlungen gerade über strittige Fragen, die bei neuen Schichten von Lesern immer von neuem als strittig auftauchen, weitergehende Aufklärung bringen als im Werke selbst zu finden ist und somit eine unentbehrliche Ergänzung des Buches bilden. Darum baten wir den Verfasser, seine Abneigung zu überwinden und uns die Erlaubnis zu erteilen, diese Dokumente, deren Vorrat in Sonderdrucken zu Ende geht, nicht aus dem Buchhandel verschwinden zu lassen, sondern vereinigt und zu einem der Volksausgabe entsprechenden Preise neu herausgeben zu dürfen.

Die angezogenen Seitenzahlen gelten für alle Ausgaben der Grundlagen, da die der grossen Ausgabe, die hier genannt werden, in der Volks-Ausgabe am Rande vermerkt sind.

München, Januar 1912. Die Verlagsanstalt.

---

[1]) *Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts,* von Houston Stewart Chamberlain. X. Aufl. München 1912. 2 Bände in 8o von 1240 Seiten. Preis 6 Mark.

INHALTSÜBERSICHT

VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE

Die dritte Auflage unterscheidet sich von den beiden ersten, ausser durch manche kleine Verbesserungen, nur durch eine abermalige Durcharbeitung und Ergänzung des Registers.

An dem Buche selbst fühle ich mich nicht fähig, etwas zu ändern. Es giebt Stellen — z. B. das letzte Drittel des Hellenenkapitels, die Mitte des Germanenkapitels, den einleitenden Teil des neunten Kapitels — von denen ich sehr wohl weiss, dass sie schon rein architektonisch nicht gelungen sind; doch ist das Buch aus einem Guss entstanden, inzwischen haben andere Arbeiten meinen Geist in Anspruch genommen, und ich wagte es nicht, eine bessernde Hand anzulegen. Ein Schelm giebt mehr als er hat; wer schafft, muß lernen, sich in die Grenzen seines Könnens zu bescheiden; er darf nicht mehr wollen.

Bei der Ergänzung des Registers hat mich ausser dem Wunsche, es möglichst brauchbar zu machen, auch das Mitleid mit jenen Litteraten bestimmt, deren Beruf es ist, „Widersprüche" aufzudecken. Was mir bisher von dieser Art von Kritik über die *Grundlagen* zu Gesichte kam, war nachweisbar alles auf Grund meines Registers, also offenbar ohne lebendige Kenntnis des Buches gemacht, daher manche Widersprüche noch fehlten; ich hoffe jetzt die Rubrizierung ziemlich vollständig durchgeführt zu haben.

Charakteristisch für das bisherige Schicksal des Buches ist die sehr warme Aufnahme, die es bei Fachgelehrten gefunden hat. Hervorragende Philologen (Sanskritisten, Assyriologen, Semitisten, Hellenisten, Germanisten), Juristen, Philosophen, Historiker, Naturforscher (namentlich viele Ärzte), Theologen (protestantische und katholische), Kunstgelehrte u. s. w. haben öffentlich das Buch empfohlen, oder mir brieflich ihre An-

erkennung ausgesprochen. Auch Männer des praktischen Lebens — Ingenieure, Offiziere, Richter, Pastoren, Beamte, Lehrer — haben in grosser Zahl sich lebhaft für das Buch interessiert. Dass diese Männer alle ohne Ausnahme zugleich scharfe Kritik an meinem Werke geübt haben, erhöht den Wert ihrer Meinung. Diese Thatsache hat mir Freude und Genugthuung bereitet. Ist es mir auch durch eine Tücke des Schicksals nicht vergönnt gewesen, selber der Wissenschaft als Gelehrter zu dienen, kein Leser meiner *Grundlagen* wird bezweifeln, dass ich mich immer und überall zu ihr bekenne und immer und überall für sie und gegen ihre vielen Feinde und Verächter kämpfen werde. Und diese Stimmung entspringt bei mir keiner bloss äusseren Sympathie, sie dringt ins Innere und bildet eine unerschütterliche Gesinnung und eine Grundlage des ganzen Denkens. Das haben jene Männer gefühlt. Wo die Gelehrsamkeit fehlte, hat sie der Ernst der Überzeugung gefesselt, und wo sie mir widersprachen, hat ihnen doch die Methode des Denkens Sympathie eingeflösst.

Diese Thatsache erwähne ich nun nicht bloss aus dem obengenannten, sondern noch aus einem anderen Grunde; ich thue es im Interesse jener ungelehrten Leser, die sich ein selbständiges Urteil nicht zutrauen, und immer erst wissen müssen, was „man“ sagt. Diese sollen erfahren, dass bisher nur namenlose Dilettanten mein Werk völlig verkannt und mich persönlich unflätig geschmäht haben. Nur einzelne halbgebildete Skribenten haben sich bemüssigt gefühlt, „die Würde der Wissenschaft“ gegen mich in Schutz zu nehmen, Leute, die das bischen fadenscheinige Wissen, das sie sich von aussen umgelegt haben, wohlweislich mit dem weiten Mantel der Anonymität zudecken, und deren Name — wenn er doch gelüftet wird — die Anonymität nur gleichsam unterstreicht und noch undurchdringlicher macht. Sie bilden die kontrastierende Ergänzung zu der ersten Gruppe.

Ich würde hier schließen, wenn nicht eine Kritik — eine einzige — gebieterisch Abwehr erforderte.

Ein Mitarbeiter des *Literarischen Centralblattes* hat mich des mehr oder minder bewussten Plagiats an Richard Wagner bezichtigt. Wären Wagner's Schriften bekannter als sie sind, ich

könnte schweigen; der Vorwurf würde sich von selber richten. So aber drucken selbst wohlwollende Rezensenten die betreffende Behauptung nach; Wagner's *Religion und Kunst* haben sie — leider — nie gelesen, und da nehmen sie ohne weiteres an, meine *Grundlagen* seien in der Hauptsache ein Breittreten von Wagner's hundert Seiten auf den Umfang von tausend Seiten, im besten Falle — um mit dem Rezensenten zu reden — ein Sammeln von „Belegen für die Wahrheit dieser (von Wagner) gegebenen Fundamentalsätze.“ In Wirklichkeit ist die Behauptung ebenso irrig als injuriös, und indem sie mir das Meine raubt, raubt sie auch dem grossen Wort- und Tondichter das Seine, dasjenige, meine ich, was er mir in der That gegeben hat und wofür ich ihm mit jedem Atemzuge meines Lebens danke.

Wohl darf ich mich in einem gewissen Sinne einen „Jünger“ Wagner's nennen, doch müsste das Wort genau definiert werden, ehe ich es als berechtigt anerkennen könnte. Descartes sagt: die grossen Geister reden Unsinn, sobald ihre Jünger in ihrem Namen sprechen. Das habe ich an Wagner's angeblichen Jüngern oft genug erfahren, und ich geize nicht danach, ihnen beigezählt zu werden. Als ich ein Werk über Wagner zu schreiben hatte, habe ich mir strengste Selbstbeherrschung zum Gesetz gemacht: erstens, damit Wagner möglichst rein zu Worte komme, zweitens, weil ich empfinden musste, dass uns nicht bloss ein Höhenabstand, sondern fast die ganze geistige Anlage und damit zugleich viele „Fundamentalsätze“ der Überzeugung von einander schieden. Meine Ehrfurcht vor Richard Wagner ist viel zu gross, als dass ich es jemals wagen könnte, „seine Ideen auszuführen“ (wie das *Centralblatt* sich ausdrückt), das heisst also, gleichsam in seinem Namen zu sprechen. Ich möchte den Mann sehen, der sich dessen unterfinge; ein zweiter Richard Wagner thäte es gewiss nicht.

Zu dieser ersten allgemeinen Betrachtung gesellt sich eine zweite. Die Quellen von thatsächlichen Behauptungen kann man angeben; ich habe es in fast überreichlichem Masse gethan, teils als Bekräftigung, teils um dem Leser ein Urteil über meine

Quellen zu erleichtern; dagegen gehört mehr Gelehrsamkeit dazu, als ich besitze, um bis zu den „Quellen" von Gedanken und Ideen mit einiger Sicherheit zurückzugehen. Wie Montaigne sagt: *L'humaine fantaisie ne peut rien concevoir qui n'y soit.* Mein gelehrter Rezensent muss unter dem Einfluss einer starken Hypnose gestanden haben, als er Richard Wagner Ideen als Eigentum vindicierte, die Wagner einfach aus dem gemeinsamen Kulturgut der europäischen Menschheit schöpfte. Welch ein anderer Geist weht uns aus Wagner's Worten entgegen: „Was einmal öffentlich gesagt ist, gehört der Allgemeinheit an und nicht mehr ist es Eigentum Desjenigen, der es gesagt hat. In diesem Sinne würde ich mir jedes Plagiat verzeihen, weil ich es nicht dafür halten könnte." [1]) Und in der That, Wagner hat die Ideen, welche ihm hier zugeschrieben werden, meistens *en bloc* von weltbekannten Autoren übernommen. Sein Geist ist in wissenschaftlicher Beziehung eigentümlich unkritisch, fast möchte ich sagen kindlich naiv. Wer ihm Vertrauen einflösst, dem glaubt er alles, von dem nimmt er alles ungeprüft an. Jedenfalls hängt dies mit dem Wesen des absoluten Künstlers zusammen. Wagner's Weltanschauung — als Bestandteil seiner unvergleichlichen Persönlichkeit — ist und bleibt ein unschätzbares Gut; doch wer wissenschaftliche Belehrung bei ihm holt, ist übel beraten, und wer ein Buch von der Art des vorliegenden auf eine derartige Grundlage aufbauen wollte, wäre — nach meinem Dafürhalten — ein Thor.

Gehen wir jetzt auf das Einzelne ein, denn diese Märe — aus redlicher Überzeugung geboren und durch Unüberlegtheit weiter verbreitet — muss ein für allemal wie ein Unkraut ausgerottet werden.

Die Hauptstelle, die für uns in Betracht kommt, lautet ungekürzt und wortgetreu: „Hält man sich an das Wesentliche, so darf man sagen: *die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts* sind eine Ausführung der besonders in *Religion und Kunst* von Richard Wagner ausgesprochenen Ideen. Diese sind:

---

[1]) *Briefe an Uhlig, Fischer, Heine,* 1888, S. 80.

erstens „der Verderb der christlichen Religion ist von der Herbeiziehung des Judentums zur Ausbildung ihrer Dogmen herzuleiten", insonderheit „der durch Herrscherwut eingegebene Gedanke der Zurückführung des Göttlichen am Kreuze auf den jüdischen Schöpfer des Himmels und der Erde, den zornigen und strafenden Gott". Zweitens, und hier fusst Richard Wagner auf Gobineau's *Essai sur l'inégalité des races:* „der Verderb der (edelsten) weissen (arischen) Rasse leitet sich nur aus dem Grunde her, dass sie, unvergleichlich weniger zahlreich an Individuen als die niedrigen Rassen, zur Vermischung mit diesen genötigt war, wobei sie durch den Verlust ihrer Reinheit mehr einbüsste, als jene für die Veredelung ihres Blutes gewinnen konnten", und: „die Rassenvermischung (das Völkerchaos wie es Chamberlain nennt), deren Eigentum die römisch-katholische Kirche ist, ergab den durch Jahrhunderte sich erstreckenden ungeheueren Verderb der semitisch- lateinischen Kirche". Drittens: „der Begriff der sogenannten deutschen Herrlichkeit (des römischen Kaisertums) war ein undeutscher"; „der römische Staatsgedanke hat nachteilig auf das Gedeihen der deutschen Völker gewirkt" (in der Schrift: *Was ist deutsch?).* Diese Thesen bilden das Gerüst der *Grundlagen;* zu ihnen kommt noch eine weitere, bezüglich welcher insonderheit Gobineau der Vorgänger Chamberlain's war: die gesamte neuere Kultur ist eine Schöpfung der Germanen. Das grosse Verdienst Chamberlain's ist es nun, für die Wahrheit dieser gegebenen Fundamentalsätze eingetreten zu sein, für sie Belege von allen Seiten beigebracht zu haben, u. s. w.[1])

Ob nun wirklich mit diesen wenigen „Thesen" der Inhalt meines Buches erschöpft ist, das kann ich billig dem Urteil des Lesers überlassen; ich glaube, er wird finden, dass ich nicht bloss stofflich, sondern auch gedanklich etwas mehr biete, und dass eine hochgradige Einseitigkeit dazu gehört, in einem derartigen Werk

---

1) *Literarisches Centralblatt,* Jahrgang 1900, Kolumne 438. Kein Wunder, dass der Rezensent des Weiteren behauptet, es könne kein Leser „ein sicheres und bestimmtes Verhältnis" zu meinem Buche gewinnen, wenn er nicht vorher Wagner's *Gesammelte Schriften* studiert habe.

nur gerade diejenigen Punkte zu bemerken, die eine mögliche Beziehung zu Richard Wagner gestatten. Was mir obliegt zu zeigen, ist, erstens, dass die genannten „Thesen“ nicht Wagner's Eigentum sind, zweitens, dass meine eigene Auffassung in zwei von den drei „Fundamentalsätzen“ wesentlich von der seinen abweicht. Ich werde dies nacheinander an jedem einzelnen Punkt nachweisen.

Dass der „Verderb der christlichen Religion von der Herbeiziehung des Judentums“ herzuleiten sei, ist ein Gedanke, den im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Marcion ausgesprochen hat, vielleicht schon nicht als Erster, doch mit solcher Kraft der Überzeugung, dass seine Stimme nie wieder ganz verhallte. Im vierten Jahrhundert entstand dann die grosse Sekte der Manichäer, zu welcher selbst ein Augustinus eine Zeit lang gehörte, und die, verzweigt zu Patarenern, Paulicianern, Katharern, Bogumilen u. s. w. bis in unser Jahrhundert hinab zahlreiche Anhänger zählte — ja angeblich heute noch zählt —; sie lehrte, dass das Judentum und die heiligen Bücher der Juden die direkte Schöpfung des Satans seien; für sie gab es kein Christentum, so lange nicht jede Spur des Judentums daraus vertilgt war. Nicht bloss aber in dieser extremen Gestalt, sondern im Schosse der Kirche selbst hat die Überzeugung von dem Verderb der christlichen Religion durch die Beimischung jüdischer Religionselemente nie aufgehört sich kundzugeben; ein besserer Kenner als ich würde wahrscheinlich für jedes Jahrhundert Namen nennen können; es genügt vielleicht, wenn ich auf S. 878 dieser *Grundlagen* hinweise, wo ich an der Hand mehrfacher Belege gezeigt habe, wie unsere christlichen Mystiker alle notgedrungen religiöse Antisemiten waren und sind. Zugleich ist bekannt, wie unsere Wissenschaft und Philosophie bereits vor anderthalb Jahrhunderten sich vor die Alternative gestellt fand: entweder wir verzichten auf den Judengott oder auf die Wissenschaft (siehe S. 924). Dieser Widerspruch ist so eklatant, dass selbst Männer, die für das Judentum die grösste Sympathie hegen, häufig empfunden haben, dass sie in der Religion zwischen Judentum und Christentum wählen müssen, und dass ein „jüdisches

Christentum“ ein Widersinn ist. Zwanzig Jahre ehe Wagner sein *Religion und Kunst* schrieb, hatte Renan in der Sorbonne gesagt: *Dans tous les ordres, le progrès pour les peuples indo-européens consistera à s'éloigner de plus en plus de l'esprit sémitique. Notre religion deviendra de moins en moins juive — — — nous deviendrons de plus en plus chrétiens*[1]. Soviel über die Verbreitung eines Gedankens, der jetzt zu einem Besitze Richard Wagner's gestempelt werden soll Das Beste kommt aber noch. Wagner hat nämlich nicht — so weit ich aus seinen Schriften ersehen kann — diese Lehre von dem „Verderb der christlichen Religion durch Herbeiziehung des Judentums“ selbständig aus der soeben flüchtig angedeuteten, überreichen historischen Erfahrung geschöpft, sondern er hat sie einfach von seinem auserkorenen Lehrer wörtlich übernommen — nämlich von Arthur Schopenhauer. Der Gedanke und sein Ausdruck, bis herunter zu dem „zornigen und strafenden Gott“, ist eine unveränderte Wiederholung einer von Schopenhauer — wie jeder Gebildete weiss — mit zäher Energie verfochtenen These. Hier handelt es sich wirklich um die blosse vertrauensvolle Wiederholung des Gedankens eines Andern, nicht um die selbständige Neugestaltung (wie bei Schopenhauer) einer uralten Idee. Denn Wagner hat Schopenhauer's Gedanken kritiklos, ungeprüft übernommen, sonst hätte er den Irrtum entdecken müssen, den Schopenhauer's allzu einseitige Betonung buddhistischer Anklänge im Christentum hineingebracht hat. Hier wird man denn sehen, wie wesentlich meine These sich von der Schopenhauer's und Wagner's unterscheidet; wer solche Dinge nicht empfindet, ist kein Meister im Reiche der Gedanken.

Wagner sagt nämlich, wie man sich erinnert, die Herbeiziehung des Judentums „zur Ausbildung ihrer Dogmen“ hätte die christliche Religion verdorben. Das hatte Schopenhauer sechzig Jahre früher gemeint. Schopenhauer hatte nämlich in der christlichen Religion einen rein ethischen und einen dogmatischen Teil unterscheiden wollen und hatte geschrieben: „den

---

1) *De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation.*

rein ethischen Teil möchte ich vorzugsweise, ja ausschliesslich den christlichen nennen, und ihn von dem vorgefundenen jüdischen Dogmatismus unterscheiden“ [1]). Dogmatismus ist schon besser als Dogmen, doch erhellt aus dem Zusammenhang und aus anderen Stellen, dass Schopenhauer wirklich das Dogmengebäude im Christentum für eine jüdische Zugabe hielt; und diese Ansicht verträgt nicht die geringste Prüfung. Ich bitte das apostolische und das athanasische Glaubensbekenntnis aufmerksam zu lesen, und dann zu sagen, was sie Jüdisches enthalten. Nicht einmal der Glaube an Gott den Schöpfer ist spezifisch jüdisch; die Juden selber haben ihn von Ägypten, und ägyptische Religionsgedanken beherrschten zur Zeit Christi die Welt. Alles Übrige, sowohl der architektonische Aufbau der dreieinigen Gottheit mit Himmel, Erde und Hölle, wie auch der ganze Heilsplan, mit dem aus einer Jungfrau geborenen Sohne, der für die Erlösung der Menschheit stirbt . . . alles ist gänzlich unjüdisch, sowohl geschichtlich wie ideell. Die grössten Dogmatiker der Welt waren die Indoarier und Eranier; welche Anlage zu kühner und tiefer Dogmenbildung in den Hellenen schlummerte, zeigen die Anfänge der christlichen Kirche; Mythenbildung und Dogmenbildung gehen Hand in Hand, beides ist den vorwiegend semitischen Völkern völlig fremd. Ich habe nun in diesem Buche (siehe Kapitel 7) zu zeigen gesucht, dass es nicht Dogmen sind, die das Judentum uns gab und wodurch es die christliche Religion verdarb, sondern dass die Beimengung des jüdischen antireligiösen Materialismus die uns natürliche und notwendige, zugleich streng dogmatische und doch stets in lebendigem Fluss befindliche Dogmenbildung verdarb, indem es das Mythische zu einem Geschichtlichen umwandelte und indem es die in ewiger Jugend dahinstürmende, bildliche Erkenntnis mit dem Gorgonenblick semitischen Glaubenswahnes für alle Zeiten zu toter Regungslosigkeit erstarrte [2]). — Ich kann Recht

[1]) *Die Welt als Wille und Vorstellung*, 1. Band, 4. Buch.

[2]) Dazu kommt noch der sehr grosse Anteil, den altägyptische Religionsvorstellungen an dem Aufbau des christlichen Glaubenssystems nahm, den Schopenhauer (und mit ihm Wagner) völlig unberücksichtigt lässt, und den auch ich ungenügend hervorgehoben habe.

haben mit dieser Auffassung und ich kann Unrecht haben; doch eines ist sicher: von Wagner und Schopenhauer übernahm ich sie nicht, da sie Beiden unbekannt war. Und ebenso sicher ist, dass sowohl die allgemeine Geschichtsauffassung, aus welcher meine Überzeugung entwächst, eine andere Geistesanlage bezeugt, wie auch, dass die Wege, die diese Überzeugung der Gegenwart und der Zukunft empfehlen möchte, andere sind, als sie Schopenhauer und Wagner der Welt predigen [1]).

So verhält es sich mit den ersten jener „von Richard Wagner ausgesprochenen Ideen“, für die ich „von allen Seiten Belege beigebracht habe“. Hier war einige Ausführlichkeit geboten, denn es handelte sich um Thatsachen, die nicht einem Jeden geläufig sind und um Gedankennüancen, die zwar Welt von Welt scheiden, doch dem hastigen Leser einer Zeitschriftenzensur leicht verborgen bleiben. Bei dem zweiten und dritten „Fundamentalsatz“, den ich Wagner verdanken soll, kann ich mich kürzer fassen, denn hier hat das Vorurteil zur offenbaren Widersinnigkeit geführt.

Meine Auffassung des Begriffes und der Thatsache „Rasse“ ist die zweite meiner „Thesen“, die angeblich in den Schriften Richard Wagner's ihren „Quell“ hat. Da Wagner's Schriften zwölf Bände umfassen und also nicht leicht zu überblicken sind, bitte ich den Leser zu einem vortrefflichen Nachschlagewerk zu greifen, das er gewiss auf jeder Bibliothek finden wird; es heisst: *Wagner-Lexikon, Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagner's in wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammengestellt;* die Verfasser sind Karl

---

[1]) Nebenbei und der Vollständigkeit wegen sei bemerkt, dass ich den Satz, die Zurückführung des Göttlichen am Kreuze auf den jüdischen Schöpfer sei ein „von Herrscherwut eingegebener Gedanke“ wahrlich nie unterschrieben hätte. Das ist, was ich Dilettantismus im bedenklichen Sinne des Wortes nennen würde. Die Verknüpfung mit dem Alten Testament und somit mit dem Jahve der Juden, beruht in erster Reihe auf der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu Christi und wurde sofort von Paulus — als dem verstandesmächtigsten Apostel — durchgeführt. Der weitere Vorgang der Identifizierung des altarischen Weltenschöpfers mit dem Nationalgott der Juden und des menschgewordenen Logos mit beiden ist die gedankenvolle und schmerzensreiche Leidensgeschichte heiligster Männer während mehrerer Jahrhunderte.

Friedrich Glasenapp, der vortreffliche Wagnerbiograph, und Heinrich von Stein, der begabteste Jünger des Bayreuther Meisters; dass diese beiden Männer, die genauesten Kenner von Wagner's Schriften, nichts übersehen haben, was bei Wagner einem „Fundamentalsatz“ gleichkommt, ist sicher. Nun schlage der Leser unter diesen Hauptbegriffen den Begriff „Rasse“ nach. Es steht ihm eine Überraschung bevor: das Wort ist überhaupt gar nicht genannt! In der That, Wagner hat sich während seines ganzen Lebens niemals mit der Rassenfrage beschäftigt, und so hat er darüber weder Gedanken, noch Ideen, und noch weniger Fundamentalsätze aufgestellt. In seinen allerletzten Lebensjahren hat er aber zufällig auf Reisen den Grafen Gobineau persönlich kennen gelernt; diese Bekanntschaft führte zur Lektüre von Gobineau's *Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen;* und jetzt nahm Wagner — wie das bei ihm üblich war — mit grösster Begeisterung und ohne jegliche Kritik die ihm völlig neuen Ideen Gobineau's als nachgewiesene, offenkundige, lückenlose Wahrheit auf. Und wenige Monate vor seinem Tode schrieb er einen kleinen Aufsatz von zehn Seiten, betitelt *Heldentum und Christentum,* stilistisch eines der schönsten Gebilde seiner Feder, in welchem er, von Gobineau ausgehend und mit Herbeiziehung tiefmystischer Gedanken über die reinigende Wirkung der Religion auf die Rasse, die Bedingungen untersucht, unter denen — trotz Gobineau's düsteren Prophezeiungen — doch noch „eine wahrhaftige ästhetische Kunstblüte“ zu erwarten sei. Dies ist die einzige Schrift, in welcher Wagner das Rassenthema berührt hat[1]). Ihr sind die Worte entnommen, die mein Rezensent citiert, und Wagner selbst giebt sie für nichts anderes aus, als für eine kürzeste Zusammenfassung von Gobineau's Theorie. Und doch glaubt sich der betreffende Rezensent, angesichts meiner Kapitel über das Völkerchaos, über die Juden und über die Germanen zu der Behauptung berechtigt: „Chamberlain verdankt die Erkenntnis dieses Problems Richard Wagner“. Das ist kühn!

---

1) Man vergl. für Näheres mein Buch *Richard Wagner,* erste illustrierte Ausgabe, S. 157, zweite, S. 247, Textausgabe S. 223.

Von Wagner kann also, wie man sieht, auch hier nicht die Rede sein, sondern höchstens von Gobineau. Und da muss ich gestehen: ich verehre den geistreichen Franzosen und freue mich über die originelle Physiognomie eines Mannes, der juristische, paragraphose Büchergelehrsamkeit mit den hyperphantastischen Träumereien eines apokalyptischen Weltuntergangverkünders in seinem Kopfe zu vereinen wußte; doch bei dem Gobineau-Rummel der letzteren Zeit reisst mir die Geduld. Es ist ja ganz schön und nützlich und notwendig, dass gewisse Menschen sich der Juristerei, der Kunstgeschichte, der Litteratur widmen, und es ist entschuldbar, wenn sie keine Zeit übrig finden, um von den Arbeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft Kenntnis zu nehmen; doch ist es wirklich ein starkes Stück, wenn eine Vereinigung solcher Männer das Werk eines der ihrigen, der von Anatomie, Zoologie, Anthropologie, Prähistorie keine blassesten Kenntnisse besass, und der vor einem halben Jahrhundert schrieb, d. h. zu einer Zeit, wo die grosse Ära der Entdeckungen auf diesem Gebiete kaum angebrochen war, — es ist, sage ich, ein starkes Stück, wenn ein solches Werk uns heute als der Inbegriff des Wissens und der Weisheit über die Rassenfrage aufgetischt wird, zugleich auch als ein treibendes Ferment in der neuesten Entwickelung unserer Vorstellungen über die Menschenrassen. An dem Ganzen ist kein wahres Wort. Gobineau's Buch ist interessant als die Widerspiegelung einer leidenschaftlichen, schlecht equilibrierten, aber durchaus edlen und fesselnden Persönlichkeit; solche laufen nicht zu Dutzenden herum, ihnen zu begegnen ist und bleibt eine Lebensfreude; ausserdem besitzt Gobineau eine bedeutende und eigenartige, juristisch-diplomatische Gelehrsamkeit, wodurch sein Buch geeignet wird, den Naturforscher, den Philologen und den Historiker — diejenigen, in deren Kompetenzbereich die Rassenfrage liegt — auf Thatsachen und Dokumente aufmerksam zu machen, die sie leicht übersehen könnten. Es war folglich ein verdienstvolles Unternehmen, das Werk Gobineau's, das nur in Folge seiner Verschrobenheit und perversen Antiwissenschaftlichkeit seinerzeit unbeachtet und völlig einflusslos geblieben war, wieder hervor-

zusuchen; denn heute kann es nützen, ohne zu schaden. Doch seine Bedeutung in Bezug auf die Rassenfrage wird immer eine nur mittelbare und eine beschränkte bleiben. Eine ernst zu nehmende und nützliche Theorie der Rasse kann nicht auf die Märe von Sem, Ham und Japhet und auf noch so geistreiche Intuitionen, vermischt mit haarsträubenden Hypothesen, aufgebaut werden, sondern nur auf gründliche und umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse. Ein Mann wie Gobineau ahnt nicht einmal die enorme Verwickeltheit des Problems, das er so einfach und mit kindlicher Allwissenheit zu lösen unternimmt.

Was nun meine Darstellung der Rasse anbetrifft, wird jeder Leser — namentlich jeder, der über naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügt — einsehen, dass sie ganz und gar in dem naturwissenschaftlichen Gedankenkreise lebt und webt. Es giebt nur wenige Stellen, wo ich mich mit Gobineau und seiner Welt auch nur berühre. Was ich hier weiss und was ich theoretisierend denke, ist alles wissenschaftliches Erbteil aus einem Jahrhundert heisser Arbeit – von Blumenbach bis Ujfalvi –, und mein Meister ist in erster Reihe – wie an Ort und Stelle hervorgehoben – Charles Darwin. Nicht etwa, dass ich diesen grossen Namen für meine Auffassung des Wesens und der Bedeutung der Menschenrassen beanspruchen könnte; er aber war es, der mich zwischen „Rasse“ und „Art“ zu unterscheiden lehrte, und zwar zu einer Zeit, wo ich noch nicht wusste, dass Wagner überhaupt eine Schrift verfasst hatte. Jene „edelste weisse arische Rasse“ Gobineau's, die nach und nach zu Grunde geht, ist gar keine Rasse, sondern eine Art, eine *Species*, — sonst haben Worte keinen Sinn. Und weit entfernt, die Gobineau'sche Auffassung mir anzueignen, bestreite ich sie, wo ich nur kann (man sehe z. B. S. 267). Kommt es nicht häufiger vor, so ist das, weil Gobineau von „Ursprüngen“ ausgeht, während ich diese zur Stunde noch für unerforschlich und ausserdem meinem praktischen Zweck gegenüber für gleichgültig halte, wogegen jene Auffassung der Rasse, die sich aus den Beobachtungen auf zoologischem und botanischem Felde ergiebt und von deren Existenz Gobineau (und mit ihm Wagner) nichts wusste, nämlich der Rasse als eines plastischen, beweg-

lichen, im steten Wellenspiel des Steigens und Sinkens begriffenen Phänomens (siehe z. B. S. 282 und 343), mich in diesem Buche einzig beschäftigt hat.

Dass bei grundverschiedenem Ausgangspunkte und grundverschiedener Methode die Folgerungen, auch dort, wo sie erfreulicher Weise zusammentreffen, nicht genetisch zu einander gehören können, braucht nicht erst ausführlich dargethan zu werden.

So verhält es sich mit dem zweiten „Fundamentalsatz", dessen „Quell" in Richard Wagner's *Gesammelten Schriften* fliessen soll. Bei dem dritten brauche ich mich nicht lange aufzuhalten. Denn auch der am wenigsten gelehrte und gebildete Mensch hat von Ulrich von Hutten und von Martin Luther gehört, und weiss, dass beide von den Nachteilen der Ehe zwischen Deutschland und Rom gar viel Beherzigenswertes gesagt haben. Luther's Satz: „Der Papst und die Seinen mögen sich nicht rühmen, dass sie deutscher Nation gross gut gethan haben mit Verleihung dieses römischen Reiches", habe ich S. 842 angeführt. Das ist seitdem oft wiederholt worden, bis es in unserem Jahrhundert in allerersten wissenschaftlichen Geschichtswerken ausführlich dargelegt ward. Zum Entdecken blieb da für Wagner nichts. Neu kann bei solchen Dingen höchstens der allgemeine Zusammenhang und die besondere Art der Darstellung sein. Mir lag jeder Gedanke an Originalität fern; ist es mir gelungen, eine sichere, seit Jahrhunderten bekannte, doch immer wieder im Interesse theokratischen Ehrgeizes geleugnete Wahrheit vielen Leuten in überzeugender Form wieder nahe zu bringen, so ist mein Zweck erreicht.

Ich bin zu Ende. Wer diese Seiten gelesen hat, begreift, warum ich mein Buch hier in Schutz nahm, warum ich versuchen musste, einer bedauerlichen, irreführenden Konfusion bei Zeiten den Riegel vorzuschieben. Zugleich ging es an meine persönliche Ehre. Denn der Rezensent schreibt: „Die Erkenntnis jener Probleme verdankt Chamberlain Richard Wagner. *Man darf sich darüber wundern, dies weder im Vorwort noch im Buche sonst ausgesprochen zu finden,* um so mehr als u. s. w." Ich scheine somit der absichtlichen Verschweigung meiner Quellen

beschuldigt zu werden, und einige „doch“ und „vielleicht“, die dann folgen, vermögen nicht die verletzende Insinuation aufzuheben. Auch hiergegen musste es mir im Interesse meiner Leser erlaubt sein, mich zu wehren.

Und doch, weder die Rücksicht auf mein Buch, noch die auf meinen litterarischen Ruf hätte mich zu reden vermocht, wenn nicht jene unüberlegt geschriebene und sorglos nachgedruckte Beurteilung etwas berührt hätte, was ich als ein Heiligstes im Herzen trage, nämlich mein Verhältnis zu Richard Wagner.

„Ist das Genie vorbeigeschritten, so ist es, als habe sich das Wesen der Dinge umgewandelt, denn sein Charakter ergiesst sich über alles, was es berührt“; diese Worte Diderot's habe ich auf S. 896 dieser *Grundlagen* angeführt; sie sprechen meine eigene Erfahrung aus, eine bestimmende Erfahrung meines Lebens. Ich würde nicht leben wollen und gewiss könnte ich nicht schaffen, wenn nicht jener unvergleichliche Mann, alles um sich verklärend, über die Welt geschritten wäre. Seine Kunst ist die höchste und vollendetste, welche die Menschheit besitzt; mehr als jede andere ist sie das, was Goethe forderte: „eine lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen“; wer sie jemals wahrhaft erfahren, glaubt. Für mein Empfinden aber steht die Persönlichkeit Wagner's so hoch wie seine Kunst. So vollendet ist sie natürlich nicht, denn er war ganz Mensch; doch bewährt dieser Mensch im ganzen Verlaufe seines Lebens eine so erhabene Gesinnung, er bleibt so rein hingegeben an ein ideales Ziel, er wirkt so hinreissend selbstvergessen, er ist von dem Edlen in der Menschennatur so verwegen überzeugt, es besteht in ihm eine so vollkommene Harmonie zwischen Wollen und Können — der Gedanke kein Phantom, sondern fähig, sich augenblicklich in die That umzusetzen, — dass ihm gegenüber Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung in gleichem Masse gefordert werden; mir ist aus der Weltgeschichte kaum ein Mann bekannt, bei dem das in ähnlicher Weise zutreffe. Ein solcher Mann wirkt auf Andere wie eine Naturkraft: er weckt Leben, er schenkt Selbstvertrauen, er regt das auf, was in Seelentiefen unbewusst schlummerte. Wie Diderot sagte: es ist, als habe er das Wesen

der Dinge umgewandelt, — darunter auch das Wesen des eigenen Selbst.

Ich sagte oben, ich könne mich nicht unbedingt zu den „Jüngern" Richard Wagner's rechnen, und in der That, meinen geistigen Anlagen ist es angemessener, ein Jünger Goethe's und Kant's und Cuvier's zu sein; ich sagte auch, dass ich in manchen Beziehungen Wagner's Führerschaft nicht unbedingt traue, dass ich vielmehr ihr kritisch ablehnend gegenüber stehen müsse; doch das sind Erkenntnisse, die mein Verhältnis eines dankbar und liebevoll Empfangenden in keiner Weise berühren. *Le génie laisse loin de lui l'esprit qui le critique avec raison,* fährt Diderot an der selben Stelle fort. Auch wo er von irrtümlichen Voraussetzungen ausgeht, schafft Wagner Bewundernswertes und Beherzigenswertes, wie z. B. in der obengenannten Schrift *Heldentum und Christentum,* und ich glaube, die sorglose Art, in der ein solcher Künstlergeist mit empirischen Thatsachen verfährt, wird ihm durch die Gewissheit eingegeben, dass er doch zu einer höheren Wahrheit durchdringt, gleichviel welche Annahmen ihm zum Ausgang dienen; darum nimmt er die ersten besten an, die er leicht assimilieren kann. Wagner schwört heute bei Feuerbach und morgen bei Schopenhauer, er ist heute Republikaner und morgen Gottesgnadentumverfechter, heute rührt die Entartung der Menschheit von der Nahrung her, morgen von der Rassenvermischung — und doch ist er der selbe, und was er der Menschheit zu sagen hat — über das Wesen der Kunst, über eine künstlerische Kultur, über das Verhältnis zwischen Kunst und Religion u. s. w. — bleibt unverändert, gleichviel aus welchen Materialien er den Unterbau gezimmert hat. Künstlerische Intuitionen sind wie die ägyptischen Pyramiden; sie werden von der Spitze nach abwärts zu gebaut; was darunter liegt, ist bloss staubiges Gerüst. Eine „Thatsache" giebt es bei Wagner in die ich unbedingt vertraue: er selber.

Jener Rezensent rührt nun nicht nur an meiner litterarischen Ehre, sondern er bringt mich in den Verdacht der Undankbarkeit. Mit Recht wird Untreue, wenn auch nicht als das schwerste, so doch als das schwärzeste Verbrechen betrachtet. Für sie giebt



es keine Sühne; nur der Wahnsinn kann sie entschuldigen. Seit Jahren streiten die Gelehrten darüber, in welchem Augenblick Nietzsche thatsächlich in Wahnsinn verfiel; und doch liegt es klar vor aller Augen: in dem Augenblick, als er von Wagner abfiel. Und nicht ohne tiefere Notwendigkeit geschah es, wenn der arme Mann sich dann öffentlich gegen den Freund wandte, wenn er ihn mit Kot bewarf, wenn er das Heiligtum seines Herzens vor aller Welt niederriss und zugleich alles andere Edle verleugnete, aus dem er in heissem Ringen sein gutes Ich nach und nach aufgebaut hatte; das war echte Natur; so sprach die Mutter für ihn und verkündete laut: seht, er ist nicht untreu, er ist von Sinnen. Doch, welcher schwarzen Niedertracht beschuldigen wir den Mann, der Richard Wagner das verdankt, was ich ihm verdanke, und den wir verdächtigen, er benütze Wagner's Arbeiten, um die eigenen daraus aufzurichten, und er verheimliche dann diesen Urpsrung seiner Leistungen! Da wäre Wahnsinn wahrlich das bessere Teil.

Wien, im September 1901.

Houston Stewart Chamberlain.



VORWORT ZUR VIERTEN AUFLAGE

In der jetzigen Zeit soll Niemand
schweigen oder nachgeben.
GOETHE.

Ein freundlicher Kritiker meinte neulich, es sei heute schwer, meine *Grundlagen* rein auf sich wirken zu lassen, um dann in ruhiger Objektivität darüber zu sprechen; denn das Buch sei schon eine Beute der Parteien und Leidenschaften geworden, von denen es hin- und hergezerrt und dadurch arg verunstaltet werde, so dass schliesslich der wirkliche Verfasser, wie er leibt und lebt, und sein wirkliches Werk, wie es rein und wahr dessen Anschauungen wiederspiegelt, den Augen entschwinde. Nebst vielem Unbewusstsein wirkt hierbei auch manche Absichtlichkeit mit; denn Verwirrung zu schaffen und jeden ruhigen Genuss sowie jede besonnene Erwägung durch boshaftes Aufhetzen von vornherein zu zerstören, gehört zu den beliebtesten Kampfmitteln einer gewissen Publizistik. Und ein Verfasser ist um so schlimmer daran, wenn er, wie ich — durch Schicksal und Geschmack — ausserhalb aller nationalen, kirchlichen und wissenschaftlichen Parteien steht, denn da fällt es leicht, ihn bei allen anzuschwärzen. Trotzdem hat sich das Buch in den verschiedensten Lagern viele gute Freunde erworben. Es giebt doch noch kultivierte Menschen unter uns, die ein Buch zunächst und zuvörderst als ein litterarisches und künstlerisches Erzeugnis beurteilen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch wenn sie mit keiner einzigen Meinung einverstanden wären; ausserdem aber hat das Bedürfnis, welches mich dazu trieb gerade diese G r u n d l a g e n unseres heutigen Kulturlebens zu studieren, bei vielen Tausenden das Echo eines bisher vielleicht halbunbewussten ähnlichen Bedürfnisses geweckt. Diese Leser beurteilen die verschiedenen Thesen meines Buches sehr verschieden; was der Eine

begeistert lobt, verwirft der Andere, und umgekehrt; doch Alle bekennen, mir Anregung zu verdanken, — und anzuregen, aufzurütteln, zu beleben war mein Hauptzweck. Meinen Überzeugungen habe ich rückhaltlos Ausdruck verliehen, und ich werde jederzeit auf jedem Gebiete für ihren Sieg kämpfen; doch das Recht-haben-wollen ist eine Krankheit, an der ich nicht leide. Ein Autor muss den Mut haben, sich zu irren; er darf sich nicht hinter Reservationen und Verklausulierungen feige verschanzen. Mögen Andere für die Zukunft ihres litterarischen Rufes ängstlich sorgen; ich meinesteils bescheide mich gern mit einer lebendigen Wirkung auf die Gegenwart, und will lieber Geschlechter erziehen helfen, die meinen Namen mit Fug und Recht, besseren zu Ehren, vergessen sollen, als in unanfechtbarer Klassizität die Anerkennung künftiger Bibliothekspedanten geniessen.

Diesen wahren Freunden meines Buches glaube ich nun eine kurze Erläuterung gewisser Thesen zu schulden, bei welchen — wie ich aus Kritiken und Briefen ersehe — einige Verwirrung in Bezug auf meine Ansichten herrscht, teils gewiss von mir selber verschuldet, teils vielleicht durch jene anfangs genannte Parteileidenschaftlichkeit und durch die absichtlichen Entstellungen der Konfusionserreger verursacht. Nicht zur Widerlegung der Gegner, sondern zur Aufklärung der Freunde sollen die folgenden Ausführungen über den Dilettantismus, über die Rassenfrage, über das Semitische in unseren religiösen Vorstellungen und über die Berechtigung einer Unterscheidung zwischen „römisch“ und „katholisch“ dienen.

Zur Verhütung von Missverständnissen bemerke ich noch, dass ich die masslosen Schmäher meines Buches und meiner Person, die — freilich sehr vereinzelt — aus den ultraprotestantischen und ultrajüdischen Lagern aufgetreten sind, bei den folgenden Bemerkungen nicht im Sinne habe. Derartigem „kritischen Raubgetier“, wie sie Goethe nennt, kann man nur guten Appetit wünschen und ihnen höchstens noch die sprichwörtliche Mahnung zurufen: *„Meditantur sua stercora scarabaei!“*

Trotz Goethe und Schopenhauer schmeckt der Ausdruck „Dilettant“ noch immer mehr nach einem Schimpfwort als nach einem Ehrennamen. Nur in Dingen der Kunst erkennt die öffentliche Meinung dem Dilettantismus Berechtigung zu und zieht ihn gross, — gerade dort also, wo der Altmeister von Weimar ihn mit Recht schonungslos bekämpfte, denn alle Kunst ist zugleich eine Technik, und über Technik kann nur der Techniker urteilen, und alle grosse Kunst ist Kunst des Genies, und Werke des Genies kann man annehmen oder ablehnen, nicht aber abschätzen. Dagegen stehen die Wissenschaften einem Jeden offen; die grössten Gelehrten sind häufig sehr mittelmässige Köpfe; von Zoologie, von Philologie, von Theologie kann Jeder Kenntnis nehmen, den es gelüstet. „Die Erfahrung giebt“, schreibt Goethe, „dass Dilettanten zum Vorteil der Wissenschaft vieles beitragen“; selten gelingt es dem Fachmann, wie es dem Liebhaber gelingt, „einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Übersicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meisten gelingen könnte.“ [1]) Und Schopenhauer — der wie wenige Menschen fast das gesamte Gebiet menschlicher Leistungen überblickte — spricht die Überzeugung aus, dass von Dilettanten und nicht von angestellten Fachleuten „stets das Grösste ausgegangen ist“.[2])

Diese Urteile erwähne ich jedoch nur nebenbei, und es genügt mir, wenn sie die Berechtigung des ernsten Dilettanten, neben dem Manne von Fach mit Ehren genannt zu werden, einstweilen bezeugen. Ich selber ziele tiefer. Auf eine Konkurrenz zwischen Fachmann und Dilettant kommt es mir nicht an; ich bezweifle auch, ob es hinfürder möglich sein wird, auf irgend einem Gebiete ohne Fachkenntnisse wissenschaftlich Bedeutendes zu leisten; der Laie, dem es gelingt, ist einfach ein Gelehrter ohne öffentliches Amt. Die Zeit ist nicht stehen geblieben. Musste schon vor hundert Jahren der Fachgelehrte sich beschränken, jetzt muss er es noch viel, viel mehr. Wer nicht selber

---

1) *Botanische Studien,* Weimarer Ausgabe, Abt. 2., Band 6, S. 114.

2) *Parerga und Paralipomena* II, § 255. Man vergl. auch S. 760 der *Grundlagen.*

Fachstudien betrieben hat, wird sich kaum vorstellen können, wie eng und eisern der Umfassungswall ist, der sich um das Gebiet eines wissenschaftlichen Forschers zieht. Das kann nicht anders sein; doch es giebt noch einen anderen Weg, den uns Goethe durch sein bekanntes, tiefsinniges Wort weist: „das Unzulängliche ist produktiv“; ein Wort, das seinen ganzen Sinn enthüllt, wenn man es ergänzt: „Zu viel Wissen erzeugt Unfruchtbarkeit.“ [1]) Ich glaube, der echte Dilettant ist heute ein Kulturbedürfnis. Sowohl der Gelehrte — zur Belebung seiner Wissenschaft — wie auch der Laie — zur Befruchtung seines Lebens durch lebendig gestaltetes Wissen —, beide können heute des Dilettanten nicht entraten, des Mannes, der mitten inne zwischen Leben und Wissenschaft steht. Wir brauchen Männer, die befähigt und gewillt sind, gleichsam als „geschulte Nicht-Fachgelehrte“ zu wirken, sonst fällt die Gesamtheit unseres Wissens immer mehr auseinander und bildet im besten Fall ein Mosaikbild, nicht einen lebendigen und als lebend empfundenen und verwerteten Organismus. Das Zusammenfassen und das Beleben ist das Werk, das heute dem Dilettanten, wie ich ihn verstehe, obliegt. Wirkliches Leben entsteht immer nur dort, wo verschieden Geartetes zusammentrifft — also ausserhalb der Schranken der Fachwissenschaft. Dass dieser Dilettant kein Stümper sein darf, liegt auf der Hand; wäre er einer, so thäte er besser umzusatteln und sich Fachstudien zu widmen, denn in den Wissenschaften kann jede noch so geringe Begabung Verwendung finden, im Dilettantismus nicht. Und noch eins: Dilettant ist, wer aus Liebe und Leidenschaft, ohne jede Eigensucht, eine Sache betreibt; echter Dilettant aber nur, wer sich selber im Zaume hält und wessen Vernunft seiner Leidenschaft gebietet; der Gelehrte darf Steckenpferde reiten, denn es kann vorkommen, dass er hierdurch Wissenschaft fördert, der Dilettant darf es nicht, denn er stiftet damit nur Verwirrung. An den echten Dilettanten werden hohe Ansprüche gestellt; wir fordern

---

[1]) Hierher gehört auch Kant's Behauptung, dass bei genügend grosser Begabung „die Unerfahrenheit desto vorurteilsfreier und darum desto geschickter mache“ (Brief an Bernoulli vom 16/11. 1781).

von ihm eine vorzügliche Urteilskraft, das Auge eines Feldherrn — zugleich scharf und viel umfassend, innere Freiheit, unermüdlichen Fleiss und volle Hingebung. Gewiss unterliegen solche Männer besonderen Beschränkungen, doch ich meine, sie verdienen es, eine geachtete Stellung neben Fachgelehrten, Künstlern und Männern des praktischen Lebens einzunehmen, und es ist vollendet lächerlich, wenn schaale Zeitungsfeuilletonisten und beschränkte Dutzendprofessoren mit Achselzucken von „blossen Dilettanten" sprechen.

Hier muss aber auf noch eine Sache aufmerksam gemacht werden. Jeder Beruf, indem er bestimmte Fähigkeiten unausgesetzt übt und dadurch kräftigt, lähmt andere; das Naturgesetz des organischen Gleichgewichts bringt das mit sich; jeder Beruf birgt also besondere Gefahren. Wer Augen hat zum Sehen, beobachtet dies täglich beim Offiziersstand, beim Kaufmannsstand, beim Juristen, beim Geistlichen, beim Arzt, beim Künstler . . . Die Erkrankung, die dem Fachgelehrten droht, ist nun eine besonders gefährliche; Immanuel Kant, der sein Leben lang an der Quelle sass und also aus täglicher Erfahrung schöpft, hat die Redlichkeit gehabt, es offen auszusprechen: grosse Gelehrsamkeit schwächt leicht die Urteilskraft. Teils kommt das von der Überanstrengung des Gedächtnisses her, teils von der engen Beschränkung der Interessensphäre, teils von der — für Durchschnittsköpfe — demoralisierenden Wirkung des widerspruchslosen Docierendürfens. Daher Kant's merkwürdig schroffe Behauptung: „Die Akademien schicken mehr abgeschmackte Köpfe in die Welt, als irgend ein anderer Stand des gemeinen Wesens." Und mit Staunen bemerkt der weise und stille Menschenbeobachter, was er „das Vorurteil des Unwissenden für die Gelehrsamkeit" [1]) nennt. Eine solche Sprache im Munde eines Fachgelehrten und eines Mannes, der besonders vorsichtig und mild zu urteilen pflegt, sollte uns wohl zu denken geben. Und in der That, das Fachgelehrtenwesen, dessen unschätzbare

---

1) Vergl. *Kritik der reinen Vernunft,* 2. Aufl., S. 174, *Nachricht von der Einrichtung der Vorlesungen u. s. w., Versuch den Begriff der negativen Größen u. s. w.* III, 4, *Logik,* IX und zahlreiche andere Stellen.

Verdienste einem Jeden bekannt sind, birgt grosse Gefahren, auf die es Zeit wäre, aufmerksam zu werden. Wie die übrigen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft, erfordert auch das Gelehrtentum ein Korrektiv, ein Gegengewicht. Schon im Interesse der Wissenschaft wäre ein solches nötig. Der Gelehrte wird leicht zugleich eng und autoritär; weil er in einer Sache Bescheid weiss, glaubt er sich manchmal allwissend und wird unduldsam wie nur irgend ein zelotischer Pfaffe. Daher mag es wohl kommen, dass nirgends das Autoritätenunwesen, ja der Terrorismus üppiger blüht als in der Gelehrtenrepublik; ein einziger „berühmter" und vielleicht wirklich hochverdienter Name genügt manchmal, um dreissig Jahre lang alle originellen Köpfe, alle neuen, fruchtreichen Gedanken in der betreffenden Wissenschaft brachzulegen und eine Generation heuchlerischer Nachbeter und hochmütiger Mittelmässigkeiten heranzuziehen. In ähnlicher Weise herrscht in der Wissenschaft das Dogma; wer z. B. heute nicht ohne weiteres anzunehmen bereit ist, sämtliche lebende Wesen hätten sich aus einer einzigen Urzelle „entwickelt", wird auf Naturforscherversammlungen einfach nicht zum Worte zugelassen. Man ist erstaunt, wenn man erfährt, wie viele der bedeutendsten deutschen Universitätsprofessoren von der Regierung ohne Mitwirkung und sogar gegen den Willen der Fakultäten ernannt wurden — ich brauche nur Johannes Müller, Leopold von Ranke, Helmholtz, Gräfe zu nennen. Da sieht man echten Dilettantismus am Werke, zum Heile der Wissenschaft und der Kultur! Und dieser Dilettantismus ist es, der jetzt seine Einflussphäre noch weiter ausdehnen muss, — der Dilettantismus, der zwischen Gelehrten und Gelehrten zu unterscheiden weiss, der die urteilsmächtigen und die „abgeschmackten" nicht in einen Topf wirft und der auch beim wirklich grossen Gelehrten zwischen dessen Gelehrsamkeit und dessen unbewusstem Dilettantismus, zwischen dessen glänzenden Gedanken und dessen beschränkten Vorurteilen eine Grenzlinie zieht. Ein Gegner der Fachgelehrten soll der Dilettant beileibe nicht sein, vielmehr ist er ihr Diener; ohne sie wäre er selber nichts; er ist aber ein völlig unabhängiger Diener, der zur Erledigung seiner beson-

deren Aufgaben auch seine besonderen Wege gehen muss. Und empfängt er sein Thatsachenmaterial zum grossen Teile vom Gelehrten, so kann auch er durch neue Anregungen diesen sich vielfach verpflichten.

Zwischen dem Wissen und dem Leben zu vermitteln, ist ein schönes, aber schwieriges Amt; keiner sollte sich daran wagen ohne ein tiefes Bewusstsein der übernommenen Verantwortlichkeit.

Gleich die Rassenfrage, die heute so leidenschaftlich erörtert wird, kann uns beweisen, dass der Dilettantismus zu etwas nütz ist und dass die Fachgelehrsamkeit nicht selten dort versagt, wo das Leben Ansprüche auf ihre Hilfe erhebt. Denn es ist nicht die Agitation einzelner Schwärmer, welche die Rassenfrage brennend gemacht hat, sondern es sind die thatsächlichen Vorgänge der letzten hundert Jahre: einerseits die nahe Berührung, in die wir Europäer und Europäersprösslinge jetzt mit fast allen Menschen der Welt — welchen Schlages sie auch seien — geraten sind, und welche schon jetzt — so z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — zu den schwierigsten und bedrohlichsten Problemen geführt hat und allerorten zu ähnlichen führen wird; andrerseits der enorme Einfluss, den in kurzer Zeit das kleine internationale Volk der Juden auf unsere europäische Kultur gewonnen hat, ein Volk, dessen Religion auf den einen Satz zurückgeführt werden kann: Reinheit der Rasse, Solidarität des Blutes, Isolierung, und das dank diesem Gesetze seit 2500 Jahren allen Schicksalsstürmen trotzt. Auch hier, und mehr noch als bei der Wissenschaft, müssen wir einsehen: die Zeit ist nicht stillgestanden. Gewaltige Ereignisse haben das Antlitz der Erde in politischer Hinsicht völlig umgewandelt; folgenschwere stehen bevor; denn dass ein neuer dauernder Zustand schon geschaffen sei, glaubt kein denkender Mensch; das Jahrhundert, in das wir jetzt eintreten, bedeutet einen geschichtlichen Wendepunkt, das fühlt Jeder: es entscheidet über das Schicksal des Menschengeschlechts auf weite Zeiten hinaus,

denn es giebt die Richtung an; und was auf dem Spiele steht, ist nichts weniger als die Existenz und die fernere Entwicklung unserer nordeuropäischen Kultur, in allem, was sie Grosses, Gutes, Schönes und Heiliges hervorgebracht hat. Unter diesen Umständen musste sich die Rassenfrage aufdrängen, denn sie ist eine der Lebensfragen in dem bedrohlichen neuen Kampf ums Dasein, in den wir jetzt eintreten.

Dass die Rassenfrage eine neue gewesen sei, kann man allerdings nicht behaupten. Von jeher müssen unbefangene Beobachter den Unterschied zwischen Mensch und Mensch bemerkt haben, und das Verbot der Vermischung — also die Heiligung des Blutes im engeren Sinne und mit Ausschluss selbst der physisch Ähnlichen — finden wir bei vielen primitiven Völkern (vergl. z. B. S. 134), sowie bei hochkultivierten, wie den Indoariern. Der Instinkt der Unterscheidung ist eigentlich das Ursprüngliche, das Nichtunterscheidenwollen ist ein Ergebnis angeblicher Bildung. Der Hellene sah eine Kluft gähnen zwischen sich und dem „Barbaren"; und dieser natürliche Instinkt besteht noch jetzt selbst in Europa hier und da und bethätigt sich als aufgezwungene Sitte, bei Strafe der Ausstossung nicht ausserhalb des Gaues zu freien, so z. B. in den Hochthälern Tirols.[1]) Bei den Denkern und Naturbeobachtern Indiens, Persiens und Griechenlands ward diese instinktive Unterscheidung vertieft und präcisiert; und kommen wir zu unserer modernen Zeitepoche, so ist es interessant zu sehen, dass Voltaire, der lynxäugige, die Verschiedenheit der Menschenrassen stark hervorhebt und dass er die Meinung ausspricht, die verschiedenen Menschen seien ebensowenig von einem einzigen Menschenpaar abgestammt, „wie Birnbäume, Tannen, Eichen und Aprikosen von einem und dem selben Baume".[2]) Für Voltaire giebt es also, wie man sieht, von Hause aus verschiedene Arten von Menschen. Kant dagegen, den das selbe Problem öfters beschäftigt

---

1) Siehe Schurtz: *Altersklassen und Männerbünde,* 1902.

2) *Traité de Métaphysique ch. I;* vergl. auch den Abschnitt *Des différentes races d'hommes* in der Einleitung zum *Essai sur les Moeurs,* den Artikel *Homme* im *Dictionnaire philosophique* u. s. w.

hat, sieht sich aus theoretischen Gründen zu der Annahme gedrängt, die Menschheit bilde eine einzige Art; doch sei diese Art sehr frühzeitig in verschiedene Varietäten oder „Rassen" auseinandergegangen, die sich derartig differenziert hätten, dass aus der Kreuzung jetzt nur minderwertige „Bastarde" hervorgingen. Dieser Weise ist wohl der erste, der das grosse Gesetz ausspricht: „So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urteilen: dass die Vermischung der Stämme, welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlecht, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei."[1]) Goethe wiederum, der treue Beobachter der Natur, der selber von sich meldet, er sei „fleissig und aufmerksam gewesen in Vergleichung der Menschenrassen untereinander", war geneigt, mit Voltaire die Abstammung von verschiedenen „Urvätern" anzunehmen (siehe S. 329), und er betont Eckermann gegenüber: der Einfluss der Umgebung sei nur ein Sekundäres neben „dem Angeborenen der Rasse".[2]) Doch jene Zeit war weder den natürlichen Instinkten noch dem unbefangenen Studium der Natur günstig; die Epoche der Revolution, der Phrasen, der Schwärmerei, der hochherzigen Träume war angebrochen. Rousseau schreibt Buch über Buch über die Menschheit, ohne ein einziges Mal mit einem einzigen Wort jene Ungleichheit zu berühren, die durch die Thatsache der verschieden gearteten physischen Gestaltung gegeben ist: *„dans l'état de nature il y a une égalité de fait réelle et indestructible"*, so lautet jetzt das Dogma (Emile IV); und Herder meint, es sei „nicht erlaubt, das unedle Wort Menschenrassen auszusprechen".[3])

Unter dem Einfluss dieser künstlichen, aus den Tiefen des Bewusstseins a priori ausgeklügelten Doktrinen und unter dem Einfluss rein politischer Schlagworte, hat nun unsere Naturforschung fast bis zum heutigen Tage wie betäubt und gelähmt

1) Siehe *Anthropologie,* Teil 2, C, am Schluss und vergl. *Von den verschiedenen Rassen der Menschen* und *Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse.*

2) Siehe *Entwurf einer vergleichenden Anatomie* II und *Biedermann* VI, 339 und VII, 42; u. s. w.

3) *Ideen* IV, 5.

gelegen. Zwar hatte die Anthropologie und Ethnographie seit Voltaire und Kant ein enormes Material zusammengetragen und die Beweise der sichtbaren, physischen Unterschiede und ihrer Vererbung auf die Nachkommen täglich vermehrt; doch jede Anwendung auf das Leben war bei Ostracismus verboten; die Wissenschaft war bloss für die Wissenschaftler da, ein ewiges Längs- und Quermessen und ein ewiges Hin- und Herspielen mit Hypothesen und Systemen und Nomenklaturen *in majorem professorum gloriam;* dem Laien gegenüber durfte als Ergebnis dieser gelehrten Bemühungen nur das Eine immer wieder gepredigt werden: die Bestätigung des internationalen demokratischen Grundsatzes der absoluten intellektuellen und moralischen Gleichheit aller Menschen auf Erden. Man kennt Virchow's Stellung in diesen Fragen: sie war für alle Anthropologen Deutschlands vorbildlich und sozusagen obligatorisch; wer nicht „die Verschmelzung aller Menschen in eine Einheit als Ziel, Aufgabe, Hoffnung und Wunsch" predigte (S. 263), dessen Hochschullaufbahn war gebrochen. So spielte die Politik — und zwar die schlechteste Bierbankpolitik — in die Wissenschaft hinein, lähmte und vergiftete sie durch und durch, und machte sie, statt zu einem zuverlässigen Leiter der bedürftigen Menschheit, zu einem verhängnisvollen Irreführer. Inzwischen hatte sich aber zum Glück ein anderer Zweig der Wissenschaft unter günstigeren, freieren Auspicien entwickelt: dass die Rassenfrage trotz der Herren Anthropologen nach und nach gesichtet und die Hauptelemente des Problems wenigstens bis zur klaren Fragestellung durchgearbeitet wurden, verdanken wir der vergleichenden Philologie des vergangenen Jahrhunderts. Alle die Hauptbegriffe, die heute Gemeingut sind und die selbst die anatomische Anthropologie nicht entbehren kann, wie Arier, Indoeuropäer, Semit, Hamit, Turanier u. s. w., auch die Vorstellung der Wanderungen, die Kenntnisse der Kulturzustände u. s. w., verdanken wir in erster Reihe der Philologie. Diese untersuchte nicht Knochen, sondern im Gegenteil das Allerinnerste, gleichsam die unsichtbare Seele dessen, was dem Auge als Körper entgegentritt: die Sprache. Und indem sie zwischen fernabliegen-

den und häufig auf den ersten Blick physisch unähnlichen Völkern das Band der unzweifelhaften prähistorischen Gemeinsamkeit nachwies, richtete sie zugleich zwischen Mensch und Mensch Mauern auf, die keine Sophismen und Phrasen hinfürder herunterreissen können. So darf es — um nur ein Beispiel, aber ein wichtiges, anzuführen — als endgültig entschieden betrachtet werden, dass die früher ohne weiteres vorausgesetzte und fast bis heute aus Gründen der Religion und des philosemitischen Vorurteils festgehaltene Vorstellung einer Verwandtschaft zwischen den indoeuropäischen und den semitischen Sprachen nicht zu Recht besteht; womit auch die luftige Vorstellung eines den Semiten und den Arier brüderlich vereinigenden Urvaters, des sogenannten „kaukasischen Menschen“ definitiv zerstört ist. Professor O. Schrader, ein Fachmann von allseitig anerkannter Zuverlässigkeit, weist dies nach in seinem *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde,* 1901, S. 891 ff. Gewiss hat auch die philologische Rassenkunde manche Irrfahrt angetreten, doch es geschah aus wissenschaftlicher, nicht aus politischer Voreingenommenheit oder Verblendung, und unter solchen Bedingungen wirkt der Irrtum anregend, nicht wie in dem früher genannten Fall verstockend.

So lagen die Dinge, als vor etwa zwanzig Jahren jene zwingende Lage, die ich oben erwähnte — die gelbe Gefahr, die schwarze Gefahr, die jüdische Gefahr, die ultramontane (oder völkerchaotische) Gefahr — die Rassenfrage aus einer akademischen zu einer Lebensfrage umschuf. Doch wenn auch die wissenschaftliche Philologie klar umschriebene Begriffe gab, sie konnte keine anatomischen Antworten und keine physiologischen Ratschläge erteilen; die somatische Anthropologie aber war ein solches Chaos, dass, wer keinen Blick hineingeworfen hat, sich schwer eine Vorstellung davon machen kann. Und so entstand denn eine vollkommen neue Litteratur — von Gymnasialprofessor K. Penka's epochemachenden *Origines ariacae,* 1883, an bis, sagen wir, zu Ammon, Reibmayr und Lapouge, deren Hauptschriften vor kurzem erschienen — eine Litteratur, welche von jenem frischen Geist getragen ist, der jedem Unternehmen

eignet, sobald es aus einem lebendigen Bedürfnis hervorgeht — welcher aber doch ein gewisses Etwas anhaftet, was man wohl als Dilettantismus bezeichnen muss. Nicht allein waren manche der erfolgreichsten unter den Bearbeitern des brachliegenden Feldes nicht Gelehrte von Fach, sondern die Problemstellung selbst war es, die die Beantwortung durch einen Specialisten nicht zuliess. Zwar überwog bald — und glücklicherweise — die anatomische, und das heisst die naturwissenschaftliche Richtung; doch ohne Philologie und Prähistorie und Geschichte lässt sich nichts Sicheres über die menschliche Rassenfrage ausmachen. Jeder Bearbeiter war also mindestens teilweise Dilettant; er war es entweder auf dem einen Feld, oder auf dem anderen; und wir dürfen behaupten, dass bei der heutigen Specialisierung des Detailwissens kein Mensch im Stande ist, eine streng wissenschaftliche Darlegung der gesamten Rassenfrage zu liefern. Inzwischen haben die genannten Arbeiten den Vorzug gehabt, erstens, die Fachwissenschaften zu bedeutenden Fortschritten anzueifern, zweitens, das Publikum trotz alles Widerspruchsvollen zwischen den verschiedenen Auffassungen doch aufzuklären.

Diese ganze Litteratur krankt aber, nach meiner Überzeugung, an dem großen Übel unserer Zeit, an dem historischen Wahn, der, nebenbei gesagt, für Geschichte blind macht. Man glaubt überall auf „Anfänge“ zurückgehen zu müssen; das hat Herder's Evolutionismus und sein Kind, der Darwinismus, uns angethan und uns dadurch zu mosaischer Naivetät zurückgeführt. Beim „Urarier“ und „Protarier“ sind wir schon angelangt, der auf dem untergegangenen Erdteil Arktogäa sein Urwesen trieb; warum aber nicht auf den protarischen Affen zurückgehen? und von diesem auf den urprotarischen Fisch, aus dem dieser hervorgegangen war? Die Sehnsucht nach Ursprüngen ist verhängnisvoll; philosophisch ist der Gedanke eines Anfangs unhaltbar, und für die Welt der Praxis geht bei diesem ewigen Hader über Hirngespinste das Einzige, was not thut — das Aufhellen des Heute und des Morgen, damit wir wissen, wie wir handeln sollen — verloren. Darum habe ich mich in diesem Buche auf

den Standpunkt des schlichten Mannes der Praxis gestellt, der der Wissenschaft nicht ins Handwerk pfuscht, noch auch sich von ihr den Weg aufzwingen lässt, den er gehen will, des Mannes, der die Wissenschaft verehrt und benützt, doch sich bewusst bleibt, dass es folgenschwerere Dinge giebt, als akademische Turniere. Die Frage nach Ursprüngen habe ich ein für allemal von mir gewiesen; ich habe ausdrücklich erklärt, ich wisse nicht, ob die Worte Arier und Semit überhaupt konkreten Abstammungsthatsachen entsprechen oder bequeme künstliche Begriffe für nur dem Wesen nach verwandte Menschen sind (S. 343); ich habe mich weder mit Voltaire, Goethe und Lapouge für die Annahme entschieden, die Menschheit stamme von mehreren, völlig verschiedenen, gar nicht blutsverwandten Arten, im Sinne der wissenschaftlichen *Spezies* ab, noch mit Kant, Quatrefages, Virchow für die Überzeugung, es habe nur Varietätenbildung innerhalb eines einzigen Stammes stattgefunden. Wie soll ich das alles wissen? Worüber die Fachmänner sich in den Haaren liegen, darüber soll ich apodiktische Urteile abgeben? Das wäre Dilettantismus, wie er nicht geduldet werden darf. Desswegen habe ich das Wort Rasse, welches von der einen Hälfte der Anthropologen im Sinne Voltaire's als Bezeichnung für eine unterschiedene Art, von der anderen Hälfte im Sinne Kant's als Bezeichnung für eine Varietät gebraucht wird, — woraus, nebenbei gesagt, schon die erste heillose Konfusion entsteht — weder in dem einen noch in dem anderen Sinne genommen. Sondern ich habe alle diese strittigen Fragen, wie es sich für mich und mein Buch schickte, den Fachgelehrten zur Entscheidung überlassen und habe mich, wie an Ort und Stelle deutlich genug zu lesen ist, im Anschluss an Darwin zu den Männern der Praxis geschlagen, zu den Tier- und Pflanzenzüchtern, und habe unter „Rasse" jene Steigerung bestimmter, wesentlicher Charaktere und der allgemeinen Leistungsfähigkeit, jenes Hinaufschrauben des ganzen Wesens verstanden, welches unter ganz bestimmten Bedingungen der Auswahl, der Vermischung, der Inzucht — aber nur unter diesen ganz bestimmten Bedingungen, dann aber ausnahmslos, das heisst also mit der Sicherheit eines Natur-

gesetzes — erzielt wird. Ich fasse, wie man bemerkt, die Sache genau am entgegengesetzten Ende an; ich treibe mich nicht unter Gräberfunden und paläolitischen Äxten und Lautverschiebungen herum, um dort einmal zu entdecken, ob etwas „Rasse“ heissen kann, und was, sondern ich folge dem grossen englischen Naturforscher in den Pferdestall und auf den Hühnerhof und zum Kunstgärtner und sage: dass es hier etwas giebt, was dem Wort „Rasse“ Inhalt verleiht, ist unstreitig und jedem Menschen offenbar. Sodann aber — von der Wahrheit des grossen mittleren Gesetzes aller Erfahrung und aller Wissenschaft durchdrungen, dass es nur eine einzige, überall gleichwirkende Natur giebt — schaue ich mich unter den gegenwärtigen Menschen um und befrage jene historische Vergangenheit, über die wir sichere Kunde besitzen; und richtig! genau das selbe Phänomen gesteigerter Individualcharaktere und grösserer Leistungsfähigkeit, wie bei Tieren und Pflanzen, erblicke ich überall dort, wo ein Volk Ausserordentliches leistet; und ebenfalls genau so wie dort, sehe ich, dass, wo die Bedingungen zur Veredlung der betreffenden Menschenrasse in ihrer Wirksamkeit geschwächt oder aufgehoben werden oder gar entgegengesetzte Bedingungen eintreten, die Rasse (in diesem Sinne der Züchter) einbüsst und nach und nach ganz verschwindet. Ausserdem beobachte ich, dass es unter den Menschen, genau so wie unter den Tieren und Pflanzen, verschiedenes Material giebt, das heisst, dass gewisse Abarten sich von Haus aus zur Rassenbildung hervorragend eignen, andere nicht. Ob aber solche in Bezug auf Plasticität bevorzugte Stämme — wie z. B. in früheren Zeiten die Hellenen und heute die Slavokeltogermanen — selber durch langanhaltende Rassenzüchtung entstanden sind (was mir persönlich wahrscheinlich scheint) oder aber, ob sie eine besondere, von jeher unterschiedene Schöpfung höherer Gattung darstellen (wie das Gobineau's Dogma will), darüber stelle ich keine Hypothese auf, sondern es genügt mir, aus der thatsächlichen Beobachtung diese beiden Begriffe der „Rasse“ — einerseits als eines noch heute beweglichen Züchtungsproduktes, andrerseits als eines mehr oder weniger einheitlichen, zur Edelzüchtung besonders ge-

eigneten Menschenmaterials — klar zu fassen und von einander zu unterscheiden.

Ich dächte, das wäre doch deutlich genug, und handgreiflich empirisch und unwiderleglich. Ein jeder Mensch kann sich von dem Sachverhalt durch Augenschein überzeugen; ein Jeder muss zugeben, dass „Rasse" — was man auch sonst dem Worte für Bedeutungen beilegen mag — jedenfalls in d i e s e m Sinne inhaltreich und von hohem Werte für das Leben der Nationen ist. Die akademische Wissenschaft kann der kühnsten Hypothesen nicht entbehren, diese sind ein Werkzeug zur Erlangung neuer Erkenntnisse; dagegen braucht das praktische Leben vor allem Thatsachen, sichere Thatsachen, übersichtlich gegliederte Thatsachen, aus denen es bestimmte Lehren und Direktiven entnehmen kann. Um überzeugend zu wirken, muss man auch immer mit den nächstliegenden Thatsachen beginnen. Der „Deutsche", der „Engländer" sind aus der täglichen Erfahrung wohlbekannte Vorstellungen; der „Germane" ist ein Begriff, dessen genauer Sinn nur aus einer historischen Darstellung zu gewinnen ist; der „Urgermane" und der „Arier" sind schon hypothetische Gebilde. Ist es erst gelungen, dem Laien die Thatsache der Rasse in ihrem näheren Bedeutungskreise zu zeigen, dann wird von selbst das Interesse für die grösseren Zusammenhänge erwachen. Hiermit will ich nun durchaus nicht zur Geringschätzung der Prähistorie und der theoretischen Anthropologie Anlass geben; ich selber widme diesen Studien leidenschaftliches Interesse, und ich glaube, in diesem Buche die grosse — durch Rassenzucht entstandene — Thatsache des Germanentums ins gehörige Licht gestellt zu haben. Doch musste mein Blick mehr auf Gegenwart und Zukunft als auf Vergangenheit geheftet bleiben. Wenn man auch wirklich nach 200 Jahren herausbekommen sollte, wo und was und wie die ältesten Arier waren, es wäre das für das praktische Leben von geringer Bedeutung. Wir können doch nicht wieder Urindogermanen werden, ebensowenig wie wir Indoarier oder Perser oder Hellenen oder Römer werden können oder sollen. Wir sind heute Deutsche und Holländer und Engländer und Skandinavier, und wir wollen uns selbst — unser Werden und Sein und unsere uns

anvertraute Zukunft — verstehen. Und dazu brauchen wir eine konkrete Vorstellung von „Rasse“: was ist sie? was bedeutet sie? steht sie irgendwie in dem Machtbereich unseres menschlichen Willens?

Dass die Mehrzahl meiner unbefangenen Leser mich verstanden hat und der Anregung, die ich gab, gefolgt ist, dessen bin ich überzeugt; doch ich geriet in ein Kreuzfeuer, und neben mancher Anerkennung, auch von Seiten tüchtigster Fachleute, musste ich doch den Zorn sowohl der Rassenschwärmer wie der Rassenschmäher erfahren. Das wäre nun gleichgültig, wenn nicht in dieser von den Zeitungen so leicht zu schürenden Verwirrung die Gefahr naheläge, dass eine völlig falsche Auffassung des von mir vertretenen Standpunktes im Publikum Fuss fasste, was wiederum der Sache selber erheblich schaden könnte. Daher die Notwendigkeit der vorliegenden Auseinandersetzung.

Zu den am häufigsten gegen mich gebrauchten Waffen gehört die Identifizierung meiner Rassenauffassung mit der Gobineau's und seiner *Inégalité des races humaines.* Nun beachte man wohl Folgendes. Hat Gobineau Recht, hat es unter den von Gott erschaffenen ursprünglichen Rassen (in Wirklichkeit also, nach wissenschaftlichem Sprachgebrauch, „Arten“) eine einzige edle gegeben, die allmählich durch Mischung mit den ursprünglich und unheilbar unedlen einer immer grösseren Entartung verfallen ist, so dass jetzt dem Menschengeschlecht nur noch das unabwendbare, jämmerliche Ende einer chaotischen Auflösung aller Kultur und Civilisation übrig bleibt, dann ist die einzige würdige Lösung, dass wir uns Alle sofort eine Kugel durch den Kopf jagen; und da wir das nicht thun wollen, so kehren wir einfach der ganzen Frage den Rücken und kümmern uns nicht weiter darum. Gobineau's Lehre ist das Grab jeder praktischen Befassung mit der Rassenfrage; nur darum wird sie heute auch von Denjenigen in den Vordergrund geschoben, die die Rassenfrage nicht aufkommen lassen wollen; nur darum werde ich als „Gobineaujünger“, „Gobineauapostel“, oder von weniger freundlichen Kritikern als „Gobineauabschreiber“, „Gobineauausschlachter“ etc. hingestellt. Zwar weiche ich in fast jedem einzigen Grundsatz von Gobineau ab und habe mit ihm weder

Grundlagen noch Ziel gemeinsam, so dass selbst dort, wo wir zusammentreffen, nämlich in der Wertschätzung der Germanen, die Übereinstimmung mehr scheinbar als wirklich ist, da er und ich unter „Germane“ nicht das selbe verstehen; jedoch das macht nichts: mit dem genialen, aber hochphantastischen französischen Grafen ist es leichter fertig zu werden als mit dem nüchternen Empiriker, der nur Sachen vorbringt, deren Richtigkeit jeder Mensch kontrollieren kann, und der die konkrete, unmittelbare Bedeutung von „Rasse“ nicht aus ekstatischen Intuitionen ableitet, sondern sie (dank Darwin) so handgreiflich hinstellt, dass kein Unbefangener je mehr bezweifeln kann, in welchem Sinne und in welchem Maasse der scharfsinnige Jude Benjamin Disraeli Recht hat, wenn er sagt: „Rasse ist alles, und jede Rasse muss zu Grunde gehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingiebt“ (siehe S. 274). Und darum, weil man mich — der ich nichts erfinde und genialisch aufbaue, sondern einfach, wie jeder Andere es könnte, auf die Natur hinweise — weil man mich, oder vielmehr die Natur, nicht widerlegen kann, darum identifiziert man mich mit Gobineau, auf dass man mit der sicherlich an Wahrheiten und Ahnungen reichen, an gelehrtem Material unerschöpflichen, doch offenbar in wesentlichen Punkten unhaltbaren Phantasterei des kühnen Franzosen zugleich den unbequemen „Dilettanten“ los werde, der bei dem in Bezug auf Thatsachen unanfechtbaren und unvergleichlichen Darwin in die Schule geht, und eine so nahe, klare, sichere Vorstellung von „Rasse“ aufstellt, dass jeder Kuhhirt sie fassen kann.[1])

Dieses Vorschieben Gobineau's ist eine auf die Menge berechnete Taktik. Mancher Journalist, der meine Abhängigkeit von Gobineau betont, kennt weder Gobineau noch mich. Von rein wissenschaftlicher Seite dagegen werden mir hauptsächlich zwei andere Vorwürfe gemacht, Vorwürfe, die sich diametral widersprechen, doch jeder für sich genommen plausibel genug scheinen und manchen Laien gegen meine Darlegung der Rassenfrage einnehmen mögen. Ich will als Beispiel zwei Männer herausgreifen,

1) Zur Beurteilung Gobineau's vergleiche auch *Grundlagen* S. 707, 708.

gegen die ich mich jedenfalls insofern im Vorteile befinde, als ich ihre Arbeiten besser zu schätzen weiss als sie die meinen.

Der bekannte und verdiente Anthropolog Wilser wirft mir vor, ich hätte keine Ahnung, was Rasse sei; meine Darstellung sei aus „Redensarten“ zusammengewoben, sie könne „in keiner Hinsicht die aufgeworfenen Fragen beantworten“, u. s. w.[1]) Wilser ist eben ein Rassendogmatiker. Von der Entstehung der Wirbeltiere an bis zur Geburt des Menschen, und von da an durch alle planetarischen Umwälzungen bis zur glücklichen Ausbildung der arischen Rasse, sodann die Reihe der Wanderungen dieser Rasse: er weiss alles im Einzelnen zu erzählen, förmlich als wäre er dabei gewesen und weilte nur infolge einer glücklichen Metempsychose noch einmal unter uns Spätgeborenen. Da ist nun er im Vorteil, denn ich weiss von dem allen gar nichts und kann mir höchstens sehr vorsichtige Versuchshypothesen darüber bilden. Und was Wilser bei mir vermisst, ist eben dieses bestimmte Wissen über Dinge, von denen kein Mensch etwas wirklich „weiss“, und ausserdem der Mangel an Definitionen. Das ist das rechte Steckenpferd der Schulweisheit! Ich gebe nirgends eine scharfe Begriffsbestimmung, sondern lasse den Leser aus den vorgeführten Thatsachen nach und nach entnehmen, was Rasse sei; die Merkmale „verschwimmen vor meinen Augen“; ja, ich gehe so weit, jenes ganz unwissenschaftliche, ungelehrte Ding, „das eigene Bewusstsein“, die ganz gemeine, tägliche Erfahrung des Einzelnen in die Rassendarstellung hereinzuziehen — wo doch der rechte Anthropolog erst bei ausgegrabenen Knochen zu denken anfangen darf. Die Empörung des Gelehrten über ein so unerhörtes Vorgehen verstehe ich ganz gut. Und doch, hätten ihm seine Fachstudien ein wenig Musse gelassen, sich in der Philosophie umzusehen — eine von vielen Naturforschern verpönte, nichtsdestoweniger aber sehr nützliche Beschäftigung — so hätte er von Kant, ja schon von Descartes erfahren, dass nur Gedankendinge, nicht wirkliche Dinge sich überhaupt definieren lassen.

---

[1]) Siehe *Politisch-Anthropologische Revue,* August 1902.

Alle Weisen der Welt, führt Descartes aus, können die Farbe „Weiss“ nicht definieren; ich brauche aber nur die Augen aufzumachen, um sie zu sehen. Und so geht es auch mit „Rasse“, sobald dieses Wort nicht ein Gedankending bezeichnet, sondern ein von der Natur oder vom Menschen unter bestimmten Bedingungen hervorgebrachtes wirkliches Gebilde. Rasse — im Sinne der Züchter — ist ein Mehr oder ein Minder, ein Verhältnisbegriff; es ist ein durchaus plastisches Wesen, das unter günstigen Bedingungen sehr schnell entstehen und unter ungünstigen noch schneller entschwinden kann. Ob ein Pferd „Rasse“ hat, sieht ihm ein Kenner gleich an, auch welchen „Grad“ von Rasse es besitzt, zeigt sich bald; doch definieren lässt sich das nicht, auch nicht mit Zuhilfenahme der Erfahrungen über Vermischung, Inzucht, Futter und Trainierung. Einzig wichtig ist es darum, die Thatsache zu kennen, die Thatsache der Rasse und ihren Entstehungs- und Existenzbedingungen so nahe wie möglich auf die Spur zu kommen. Nur das habe ich versucht; für uns Ungelehrte und für die Praxis des Lebens ist das wichtiger als alle Theorie. Und wenn auch unbedingt zugegeben werden muss, dass die Zurückverfolgung der einzelnen Menschenstämme so weit wie möglich, die Entwirrung der von Hause aus züchtungsfähigeren und der weniger edlen Elemente u. s. w., alles wichtige und notwendige Untersuchungen sind, so kann doch die Praxis nur das Nachweisbare und Unbestreitbare, nicht die Hypothesen brauchen. Daher meine Zurückhaltung.

Nun kommt aber ein anderer Gelehrter, Steinmetz, und nimmt mich ganz im Gegenteil deswegen ins Gericht, weil ich zu viel und zu Genaues gesagt habe, wo doch echte Wissenschaft die grösstmöglichste Zurückhaltung fordere und nur „durch die strengste Handhabung der besterdachten Methoden in langsamer, treuer Arbeit weiter komme.“[1]) Steinmetz — dessen ausführlichen Aufsatz ich nur bestens empfehlen kann — möchte am liebsten, dass von Rasse bei den Menschen gar keine Rede mehr

1) Siehe Paul Barth's *Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie*, 1902, Heft 1.

sei, bis man durch minutiöseste Untersuchungen festgestellt habe: ob es überhaupt so etwas wie erblichen Rassencharakter giebt; hierzu müsse man aber zuerst „durch streng vergleichende Untersuchungen" alle anderen Faktoren ausscheiden, wie das sind „Klima, Lage, Tradition, Acculturation u. s. w."; ausserdem müsse die „differentielle Psychologie" die primären und sekundären Charakterzüge unterscheiden lernen und so dazu gelangen, die „elementaren Züge" blosszulegen; u. s. w., u. s. w. Das ist ja alles recht und gut, und es werden auf zwei Jahrhunderte hinaus etliche Dutzend Professoren dafür bestallt werden können; doch das Leben selbst — das uns auf allen Seiten Rasse als eine wichtigste Thatsache für sämtliche organische Wesen zeigt — das Leben wartet nicht, bis die Gelehrten mit ihrer differentiellen Psychologie zu Rande gekommen sind. Und wir Lebenden, wir brauchen nicht zu warten. Als der gelehrte Professor mein Buch las, hat er lange nicht scharf genug zwischen Wissenschaft und Leben unterschieden. Darum hat er Vieles gründlich missverstanden und auch missverständlich dargestellt. So z. B., wo ich von Semiten spreche, bezieht er es ohne weiteres auf die Juden, was ganz unzulässig ist, und er begleitet die Auszüge mit ironischen Bemerkungen, so dass Niemand, der mein Buch nicht zur Hand hat, erraten wird, dass ich die Charakterisierung nicht aus dem kleinen Finger ziehe, sondern aus ausführlich mitgeteilten Belegen der erfahrensten Reisenden und der anerkannt ersten Orientalisten. Der Haupttreffer seiner Kritik aber (S. 100), der auch am Schluss als entscheidend wiederkehrt, ist, dass — angeblich — meine Charakterisierung des indogermanischen Charakters und die des berühmten französischen Anthropologen, Professor Lapouge, (in seinem Buche *L'Aryen,* 1899) sich direkt widersprechen sollen; daraus folgert der Gelehrte, dass hier nur bodenloser Dilettantismus am Werke sei, „der schlimmste Feind unserer jungen Wissenschaft". Wenn aber Wissenschaft aufhört, sobald zwei Menschen sich widersprechen, dann giebt's wenig oder gar keine Wissenschaft auf der Welt. In der Anthropologie vernehmen wir fast nichts als sich heftig widersprechende Fachmänner, und in allen anderen Wissenschaften ist das Aneinander-

prallen direkt entgegengesetzter Behauptungen ebenfalls stets an der Tagesordnung. Um mir eine Meinung über die Zolltariffrage zu bilden, las ich neulich an einem Tage zwei Schriften, die eine von Lujo Brentano, die andere von Adolf Wagner; nach der Lektüre der ersten Schrift war ich ein begeisterter Freihändler, nach der der zweiten ein verstockter Agrarier; die beiden Gelehrten hatten mir auf Grundlage des selben, noch dazu ganz konkreten, ziffermässigen Materials, zwei in jeder Einzelheit sich widersprechende Lehren vorgetragen. Und ist etwa darum die Nationalökonomie keine Wissenschaft? und sind Brentano und Wagner Dilettanten? Warum also sollten Lapouge und ich den Charakter der Indogermanen nicht verschieden auffassen? Wer aber nicht durch eine Brille hinsieht, wird gleich wahrnehmen, daß die Sache sich überhaupt gar nicht so verhält, wie Steinmetz sie in seiner Voreingenommenheit aufgefaßt hat. Denn erstens handelt es sich bei mir, dort, wo ich den vorwiegenden Willen als bezeichnend für den Semiten und den vorwiegenden Intellekt als bezeichnend für den Indoeuropäer hervorhebe, um einen Vergleich, wogegen in Lapouge's *L'Aryen* kein solcher Vergleich vorkommt; es ist wichtig, das zu bemerken. Sodann aber, wenn der Leser, der die betreffenden Stellen bei mir kennt, die angegebene Ausführung bei Lapouge (S. 370 fg.) in ihrem vollen Inhalt vergleicht, wird er erstaunt sein, zu sehen, dass wir vollkommen übereinstimmen! Denn dass des Indoeuropäers Willen enorm ist, dort, wo sein Verstand ihm den Weg gewiesen hat, habe ich an mehreren Stellen hervorgehoben; es zu leugnen, konnte mir ebensowenig in den Sinn kommen, wie etwa die äusserst scharfsinnige Intelligenz der Semiten und speziell ihrer halbschlächtigen Kinder, der Juden, deswegen in Abrede zu stellen, weil bei ihnen der Wille so überaus mächtig entwickelt ist. Lapouge und ich vertreten hier nicht zwei Einsichten, sondern eine und dieselbe, und dazu gehörte kein besonderer Scharfsinn, da in diesem Falle kein besonnener und unbefangener Mann anders urteilen kann. Ich fürchte, man wird Steinmetz, trotz seiner grossen Verdienste, in die Kommission für „differentielle Völkerpsychologie“ nicht wählen dürfen!

Diese aus einer grossen Fülle hervorgeholten Beispiele sollen den Laien warnen, jenes „Vorurteil für Gelehrsamkeit“ von dem Kant uns vorhin erzählte, so weit zu treiben, dass er mich gleich verurteilt, weil ein „Gelehrter“ es thut; vielmehr soll er die Sache erst untersuchen, und wenn er dann findet, dass ich es verdiene, mir vertrauen.

Es giebt noch eine Kategorie von Gegnern; sie ernst zu nehmen, fällt aber schwer; ich meine gewisse jüdische Gelehrte und Journalisten, an deren *bona fides* nicht zu zweifeln ist (mit den anderen befasse ich mich nicht). Wie sollen wir es nun nehmen, wenn Männer, deren besondere und gesonderte Existenz, deren ganzes moralisches und intellektuelles Wesen ein Ergebnis strengster Rassenabsonderung ist, und die das Gesetz der Rasse nicht nur als eigene Religion theoretisch bekennen, sondern in einer alle Berge und Meere überfliegenden, alle Verschiedenheiten der Sprachen und Sitten überwindenden, bewundernswerten Solidarität täglich bethätigen, — wie sollen wir es nehmen, wenn gerade diese Männer uns geschichtlich beweisen wollen, dass Rasse nichts zu bedeuten habe, wenn gerade diese Männer in moralische Entrüstung geraten ob einer so „gemeingefährlichen Lehre“? Ich glaube, man geht schweigend zur Tagesordnung über.

Und noch ein letztes Bedenken darf nicht unbeantwortet bleiben. Hier und dort hört man sagen: „dass Rasse eine der grossen Thatsachen der Natur ist, lässt sich allerdings nicht leugnen; Naturwissenschaft und Geschichte lehren es; doch wozu soll die Belehrung dienen? hier kann nur Schicksal oder Gott helfen; die Gesellschaft ist machtlos.“ Eigentlich zielt ein derartiger Einwand über den Rahmen dieses Buches hinaus; ich hatte die Grundlagen aufzudecken, auf denen sich das Jahrhundert erhob, nicht aber die Nutzanwendung für Gegenwart und Zukunft in Betracht zu ziehen. Doch glaube ich, dass eine möglichst weit verbreitete Rassenkunde für die Erhaltung und Ausbildung der vorwiegend germanischer Staaten von grosser Tragweite werden könnte. Wohl haben gewisse Monomanen — so z. B. der geist- und kenntnisreiche Lapouge — undurchführbare Vorschläge gemacht, und dadurch wird gegen die beste Sache das Odium der

Lächerlichkeit erregt; doch ein so nüchtern präziser Naturforscher wie Francis Galton, der Schwager Darwin's, hat am 29. Oktober 1901 in einer Versammlung durchaus nüchterner und praktischer Männer, nämlich in dem anthropologischen Institut in London, einen Vortrag „Über die Möglichkeit, die menschliche Rasse zu verbessern“ gehalten, in welchem er die gesetzliche Förderung der Rasseninteressen vorschlug und als Beispiele praktischer Rassenzüchtung auf die Indoarier und die Juden hinwies. In den Vereinigten Staaten sind schon längst derartige Bestrebungen am Werke. Was nun hier als Ausfluss der niedrigsten, unhistorischen Empirie durchdringt, warum sollten wir es nicht von einem höheren Standpunkt anfassen und nicht bloss zwischen physisch „Besseren“ und physisch „Schlechteren“ unterscheiden, wie dies Galton thut, sondern zwischen Denjenigen, die physisch und moralisch Germanen sind, und solchen, die es nicht sind? Warum sollten wir nicht — ehe es auf immer zu spät ist — für die Erhaltung alles dessen wirken, was uns das Teuerste und Heiligste ist, durch die Erhaltung der physischen Grundlagen, auf denen es erwuchs und ohne die es nicht bestehen kann? Hier könnte das Gesetz Grosses wirken; doch weit mächtiger als dieses — dem Gesetz selbst das Gesetz gebend — wäre das lebendige, öffentliche Bewusstsein von der Bedeutung von Rasse für die Geschichte der Nationen und von der Bedeutung des Germanentums für die Geschichte der heutigen Kultur.

Wie Rasse bis in die innerste Seele — vielmehr, gerade in der innersten Seele — gestaltend wirkt, ersieht man aus der Auffassung von Religion bei verschiedenen Völkern. Mein Buch handelt vielfach von dem Einfluss des Judentums und — durch dessen Vermittlung — auch des Semitentums im weiteren Sinne des Wortes auf die uns Slavokeltogermanen angeborenen religiösen Instinkte; hier habe ich nicht bloss in e i n Wespennest, sondern in viele hineingegriffen; denn meine Ausführungen mussten bei katholischen, protestantischen, jüdischen und antireligiösen Vorurteilen

gleichmässig Anstoss erregen, und um so schlimmer war es, wenn z. B. der Protestant zugleich ein Jude oder der Jude ein Religionsfeind war. Hier alle Missverständnisse in den an den *Grundlagen* geübten Kritiken aufklären zu wollen, wäre umsonst; zum grossen Teile heben sich die Vorwürfe gegenseitig auf. Auf die Sache selbst dagegen möchte ich gleich hier im Vorwort die Aufmerksamkeit des Lesers in eindringlichster Weise richten; denn hier halten wir den Kern der so oft genannten und so selten verstandenen „Judenfrage“ (vgl. S. 935 Anm.). Das Folgende ist also als Ergänzung zu den in diesem Buche an vielen Orten zerstreuten Bemerkungen über das Verhältnis — und den Widerstreit — zwischen indogermanischer und semitischer Religionsauffassung zu betrachten.

Im Jahre 1847 verlangte Fürst Bismarck im preussischen Landtage „die Emanzipierung der Christen von den Juden“; einzig die religiöse Emanzipierung wäre die endgültige. Mag der Jude nur auf allen Gebieten mit uns wetteifern; wer will, wer kann es ihm wehren? In uns selber muss die Umkehr stattfinden. Dort ist es, in der innersten Seele, wo wir das Joch tragen, und es lastet auf unserem ganzen Leben, weil es ein Fremdes ist, etwas, was wir uns nie wirklich aneignen können, mögen wir auch noch so inbrünstig das Haupt davor zur Erde beugen und den Leib kasteien und das Herz quälen, denn es widerspricht dem „Genie“ aller Völker aus der indogermanischen Gemeinschaft und bringt fortwährend unsere Religion mit unserer Weltanschauung in unlösbare Konflikte. Gelänge es, aus unserem religiösen Leben den semitischen Einschlag zu entfernen, wir wären Neugeborene, und im selben Augenblick würde der Jude für unser Auge in die richtige perspektivische Entfernung wegrücken, wo es uns leicht werden würde, ihn zugleich gerecht und mild zu beurteilen. Das ist die These, die ich in diesem Buche verfechte.[1])

---

1) Ich bin inzwischen auf einen unerwarteten Bundesgenossen gestossen; denn Moses Mendelssohn (wenn ihn Kant richtig auslegt) hat gelehrt: „Christen, schafft ihr erst das Judentum aus e u r e m eigenen Glauben weg, so werden wir auch das unsrige verlassen“ *(Streit der Fakultäten*, allgemeine Anmerkung „Von Religionssekten“; ed. Hartenstein 1868, VII. 370).

Während wir Germanen nun — wie gewöhnlich — den Wert neuer Erkenntnisse nur langsam fassen, haben bereits etliche unter unseren Gegnern recht gut begriffen, welche gewaltige Wirkung mit der Zeit davon ausgehen könnte, wenn an Stelle einer öden Judenhetze dieser rein innerliche Vorgang einer Ausscheidung alles Semitischen aus unserer eigenen Seele stattfände; ihre Gegenminen legen sie schon an. Es sind bei Leibe nicht bloss Juden, die diesen Feldzug führen — wenngleich unter unseren protestantischen und katholischen Theologen und Orientalisten weit mehr Juden und Judenstämmlinge sich befinden, als ein naives Publikum sich vorstellt, wodurch freilich der Gründlichkeit und Redlichkeit der Arbeit nicht der geringste Abbruch geschieht, wohl aber ihrer Freiheit und ihrer Bedeutung für indogermanisches Seelenleben — sondern die besten Bundesgenossen findet die semitische Geistesrichtung an manchen echt germanischen Orthodoxen, die Gott nie gefälliger zu sein glauben, als wenn sie in die semitische Posaune stossen, — ein Wahngedanke, der aus anerzogenen Vorurteilen hervorgeht und manchmal auch durch kirchliche Rücksichten genährt wird. Der neueste Schachzug ist nun dieser: die Fortschrittlicheren und Scharfsinnigeren wissen, dass das jüdische religiöse Ansehen nicht ungeschmälert weiter bestehen kann; es ist unmöglich; wir wissen jetzt zu viel über die Geschichte der Entstehung des Judentums und der alttestamentlichen Bücher; und so sorgen sie schon im voraus dafür, dass der Glorienschein religiöser Pfadfinder und Gesetzgeber für die ganze Menschheit, wenn er dem kleinen syro-semitischen Volk der Juden verloren geht, dann den Semiten im umfassenderen Rassensinne dieses Wortes bewahrt bleibe. Hierzu wird Geschichte gewaltsam gemodelt; ja, den Juden wird sogar das genommen, was ihrs ist und ihre Eigenartigkeit und ihren Ruhm ausmacht. Umsomehr sind wir berechtigt, bei Zeiten und energisch Einspruch zu erheben. Des Judenhasses, der mir von manchem angedichtet wird, bedarf es nicht; die berechtigte Liebe zur Eigenart genügt; diese macht auch gegen andere „Arten" gerecht. Darum ist es nötig, den indogermanischen Standpunkt stark und — wo es sein muss —

rücksichtslos zu betonen; sähe es klarer in unseren eigenen Köpfen aus, die verwickelte und bedrohliche „Judenfrage“ wäre *eo ipso* gelöst; so aber gleicht unsere Seele einem Schiff ohne Kompass; unser Judenschutz und unsere Judenabwehr, beide sind halbe Massregeln, undeutlich gedacht, unfrei durchgeführt. Unter solchen Bedingungen m u s s die semitische Geistesrichtung Sieger bleiben, es ist nicht anders möglich; nicht der Jude wird assimiliert, sondern wir werden endgültig semitisiert. „O du armer Christe, wie schlimm wird es dir ergehen, wenn er (der Jude) deine schnurrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird!“ — so schreibt Goethe an Jacobi und warnt ihn vor den „jüdischen Pfiffen“ Moses Mendelssohns.[1]) Und doch war Mendelssohn ein Mann ohne Falsch und Arg. Hier liegt nicht Betrug vor, sondern notwendige Wirkung von Rasse auf Rasse. Wir Alle sind „arme Christen“, und haben wir das uns verstrikkende Netz an einer Stelle durchrissen, gleich wird es neu gesponnen.

Ein einziges Beispiel aus allerletzter Zeit soll uns veranschaulichen, wie dieses „Umspinnen der Flüglein“ noch unter uns vorgeht, wie jede Sophistik und jede Gewaltsamkeit von den achtbarsten Männern für erlaubt erachtet wird, sobald sie der Zwingherrschaft semitischer Ideale unter uns dienen. Nach verschiedenen Richtungen hin wird für die Leser meines Buches viel aus diesem Beispiel zu lernen sein; selbst vor einiger Ausführlichkeit dürfen wir darum nicht zurückschrecken.

Die Rede, die Friedrich Delitzsch am 13. Januar 1902 in Berlin hielt und später, unter dem Titel *Babel und Bibel,* vortrefflich illustriert, als Flugschrift herausgab, hat sowohl durch das Fesselnde des Gegenstandes, wie auch durch die wirklich glänzende Darstellung in allen gebildeten Kreisen Aufsehen erregt. Zwar wurden die deutschen Ausgrabungen in Babylon nur wenig berührt, was Manchem unter uns leid gethan hat, doch war die Zusammenfassung der Hauptergebnisse einer halbhundertjährigen Forschungsarbeit verschiedener Nationen noch eher ge-

[1]) *Goethes Briefe,* Weimarer Ausgabe, VII, 131.

eignet, Eindruck zu machen und durch die Gewinnung neuer Mitglieder die junge deutsche Orient-Gesellschaft zu stärken. Inhalt und Zweck der Rede sind hierdurch gekennzeichnet; alles so unverfänglich, wie nur denkbar. Und wurde auch ein bischen „ketzerisch" mit der Bibel verfahren, das konnte den Reiz nur erhöhen, namentlich da das am Schlusse hinausgeschmetterte Wort Goethe's: „auch wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt", den Irrglauben wettmachte durch echteste germanische Zuversichtlichkeit. Nichtsdestoweniger wird in dieser Rede von einem Ende zum anderen fleissig „gesponnen"; der wahre, höhere — wenn auch dem Verfasser selbst gewiss unbewusste, blind und unweigerlich ihm aufgedrungene — Zweck der Rede ist die Lahmlegung der sich zu rühren beginnenden „Flüglein"; und zwar wird — damit das Netz, das uns über den Kopf geworfen werden soll, recht dicht und undurchdringlich sei — zu solchen bedenklichen Mitteln gegriffen, dass Goethe, der bei dem redlichen Mendelssohn von „Pfiffen" sprach, hier einen stärkeren Ausdruck hätte wählen müssen. Gerade aber die Thatsache, dass bei Delitzsch jede antiliberale Absicht völlig ausgeschlossen ist, im Bunde mit der zweiten Thatsache, dass hier ein Fachgelehrter von unbestrittener Kompetenz spricht, so dass Unwissenheit kein Schuld an der Sache hat, macht den Fall um so interessanter, denn wir sehen, dass das Urteil eines Gelehrten von dem *mirage sémitique* geradeso genasführt werden kann, wie das Auge in den Wüsten Arabiens von der *fata morgana,* so dass es Dinge erblickt, die doch weiter nichts als luftige Phantome sind. Über den wissenschaftlichen Wert des Vortrags ist unter den Fachmännern aller Richtungen nur eine Stimme gewesen; mehrere vortreffliche Gelehrte haben denn auch die öffentliche Zurückweisung der kühnsten Behauptungen des Assyriologen unternommen; leider verfügte keiner von ihnen über eine so gefällige Darstellungsgabe wie Delitzsch, und keiner hat das ins Auge gefasst, was uns hier besonders interessieren muss, vielmehr beschränkten sich diese Kritiker auf technische Fragen; darum unternehme ich es, in aller Kürze das Nötige zur weiteren Aufklärung beizutragen, indem ich für manches Technische auf

jene Schriften verweise.[1]) Zum Glück haben mir meine *Grundlagen* nebst einzelnen erbitterten Feindschaften viele warme Freundschaftsverhältnisse gerade unter den Fachgelehrten aller Fakultäten erworben, und ich war in der Lage, mich von hervorragenden Semitisten und Assyriologen eingehend über jene Specialfragen belehren zu lassen, die ausserhalb meiner Kompetenzsphäre liegen; auch andere Philologen und Historiker — deren Ansicht als die völlig Unbeteiligter grossen Wert hat — konnte ich befragen. In den folgenden Ausführungen muss natürlich manche gelehrte Frage berührt werden, doch redet hier ein Laie für Laien, und das Ziel der Ausführungen ist nicht die Entscheidung über gelehrte Detailfragen, noch weniger die Vertretung von Ansichten, die nur aus zweiter Hand fliessen; vielmehr liegt der wahre Zweck weit darüber hinaus, dort nämlich, wo für uns Alle — als Menschen kurzweg — die Interessen gemeinsam werden und der Unterschied zwischen „Gelehrten" und „Laien" seine Bedeutung verliert.

Wer die ersten Seiten von *Babel und Bibel* nicht überschlägt, muss gleich bemerken, was für ein Geist hier Geschichte zu gestalten unternimmt. Denn die allererste Behauptung des Verfassers lautet, alle Ausgrabungen in dem Euphratgebiet geschähen fast lediglich der Bibel wegen; eine Behauptung, die irreführen muss, da es der erste Grundsatz aller echten Forschung ist, dass Wissenschaft um ihrer selbst willen und nur um ihrer selbst willen getrieben werden solle — sonst sei sie von vornherein gefälscht. Wohl mag das Interesse für die Aufklärung blosser biblischer Einzelheiten bei einem bigotten Teil des englischen und amerikanischen geldspendenden Publikums vorwiegen — erst kürzlich sah ich den Brief eines bedeutendsten englischen Arabisten, der sich bitter über das Vorwalten spezifisch jüdischer und spezifisch protestantisch-biblischer Interessen bei manchen

[1]) Zu empfehlen ist für eine allgemeine Beurteilung namentlich Professor Eduard König's *Bibel und Babel* (Berlin, bei Warneck), für die speziell assyriologischen Fragen der Aufsatz von Professor Jensen in der *Christlichen Welt*, 1902, Nr. 21, in welchem einer der kompetentesten lebenden Fachmänner die „schlecht begründeten und unmöglichen Hypothesen" Delitzsch's gehörig, wenn auch leider gar zu kurz beleuchtet.

dieser Unternehmungen beklagt, wodurch der echten Wissenschaft nur Abbruch geschähe — doch bei den deutschen und französischen Forschungen ist sicherlich das rein wissenschaftliche Interesse vorwaltend. Neun Zehntel der Mitglieder der deutschen Orientgesellschaft sind gewiss gebildet und freisinnig genug, um die Aufdeckung der Geschichte und Civilisation dieser gewaltigen Reiche für wichtiger zu erachten als die Kommentare, die daraus für obskure Thorastellen abfallen. Gar Manchem wird schon als Ziel und Hoffnung vorschweben, dass wir einmal bis auf den Grund kommen, dass heisst eine genauere Kenntnis jener Menschenrasse gewinnen, welche die ganze sogenannte „babylonisch-assyrische“ Kultur geschaffen hat. Denn dass diese bis vor wenigen Jahren, ja heute noch meistens semitisch genannte Kultur kein semitische, sondern im Gegenteil eine Beute der Semiten war, ist heute mit absoluter Sicherheit festgestellt und wird von Delitzsch selber auf S. 22 seiner Schrift ausdrücklich zugegeben.[1]) Jene grossen grundlegenden Leistungen in der mythischen Deutung der Natur, in der Astronomie, der Zahlenlehre, den Einteilungen des Jahres, der Monde, der Tage, der Stunden, in der Aufstellung rechtlicher Grundbegriffe u. s. w. — Leistungen, die noch heute einen Bestandteil unseres täglichen Lebens bilden — sind das Werk eines Volkes, welches von den aus Arabien ununterbrochen hinaufströmenden semitischen Wellen, später aber ausserdem von Westen her, von jenem wiederum ganz anderen Menschenstamm der Syrier (vergl. *Grundlagen* S. 297 ff., S. 357 ff. und Winckler a. a. O., S. 18 ff.) überschwemmt wurde, so dass es völlig verschwand, lautlos, aus-

1) Für Näheres vergl. namentlich Hommel: *Geschichte Babyloniens und Assyriens,* 1885, und als neueste Zusammenfassung über diese „Schöpfer der babylonischen Kultur“ die ungemein präcise Auseinandersetzung auf den S. 6—8 von Hugo Winckler's meisterhafter Skizze *Die Völker Vorderasiens,* 1899. Einen verzweifelten Versuch, die Theorie Halévy's von dem rein semitischen Ursprung der babylonischen Kultur als möglich erscheinen zu lassen, findet man in des Amerikaners Morris Jastrow's *Die Religion Babyloniens und Assyriens, 1902,* S. 18 ff. u. 29 ff.; doch wird eine derartige Kasuistik, welche sämtliche Thatsachen der Philologie und Geschichte auf den Kopf stellt, schwerlich von deutschen Gelehrten ernst genommen werden. Ich erwähne sie nur, damit der Leser im Stande sei, sein eigenes Urteil aus den Quellen zu schöpfen.

gelöscht, ausgewischt, als wäre es nie gewesen. Von einem Kampfe erfährt man — wenigstens bisher — nichts; sondern diese Sumerer scheinen aus der Weltgeschichte in ähnlicher Weise entschwunden zu sein, wie das Volk der Römer spurlos verschwand, als es seine Thore denselben oder ähnlichen syrosemitischen Elementen geöffnet hatte, und wie wir Germanen schon halb verschwunden sind und morgen ganz verschwinden werden, wenn wir nicht endlich die Bedeutung der Rasse für unsere Kultur erkennen. Bei allem also, was wir durch die bisherigen Ausgrabungen über die sogenannte „babylonisch-assyrische" oder „semitische" Kultur erfahren, namentlich auch über ihre Kunst, ihre Mythen, ihre religiösen Anschauungen, dürfen wir nie einen Augenblick vergessen, dass das nur die Widerspiegelung einer inzwischen untergegangenen Welt ist, wie sie semitische und syrische Hirne aufzufassen fähig waren. Wer das fünfte Kapitel meiner *Grundlagen* liest und die übereinstimmenden Aussprüche unserer bedeutendsten Forscher und Reisenden — von Renan und Burckhardt bis Wellhausen und Burton — kennt, wird nicht zweifeln, dass hierbei eine starke Verzerrung aller metaphysischen und idealen Elemente stattgefunden haben muss. „Die grauenhafte Einförmigkeit des semitischen Geistes schnürt das menschliche Gehirn zusammen, verschliesst es vor jeder zarteren Gedankenfassung, vor jener feineren Empfindung, vor jeder rationellen Fragestellung", schreibt Renan; und an anderer Stelle sagt er: „die religiösen Bedürfnisse der Semiten sind sehr gering." [1]) Die hochinteressanten Dinge, die uns Professor Delitzsch über babylonische Mythen, Götterglauben u. s. w. zu erzählen weiss, müssen also immer mit diesem Vorbehalt aufgenommen werden: dass wir über die Beschaffenheit der zu Grunde liegenden Vorstellungen keine auch nur annähernd genaue Kenntnis besitzen, und aus allen sicheren historischen Erfahrungen schliessen müssen, dass sie jedenfalls ungleich edler und tiefer geartet waren, als was uns hier übermacht wird. Man übersehe

1) Für die Quellenangaben vergl. *Grundlagen* S. 325 und 393. Ich führte Renan an, weil ein Jeder ihn kennt und weiss, dass nicht der Schatten einer Voreingenommenheit gegen die Juden sein Urteil über semitische Fragen trüben kann.

nicht, dass die ältesten Funde, die auf ca. 4500 Jahre vor Christo zurückdeuten, schon für jene frühe Zeit eine hohe Kultur annehmen lassen, und zwar eine bereits dem semitischen Einfluss verfallene. Ganze zweitausend Jahre später (also weiter als die Spanne, die uns Heutige von der Geburt Christi trennt!) kam die Überflutung der Euphratländer durch die sogenannte „kanaanäische Einwanderung“, das heißt durch eine vorwiegend syrische, doch bereits ihrerseits stark semitisierte Bevölkerung, die ihre eigenen Götter und Religionssitten mitbrachte.[1]) Ihr gehörte möglicherweise (?) jener Hammurabi an, dem in Delitzsch's Schrift eine so zweideutige Rolle zufällt, der Begründer des babylonischen Grosstaates, ein Mann, der (siehe die Abbildung bei Delitzsch S. 9:) weder syrisch noch semitisch aussieht. Und erst wiederum volle zwei Tausend Jahre später als Hammurabi — also nach der doppelten Zeit, die uns heute von Christi Geburt trennt! —überfluteten das ganze Land von Süden her jene wahrscheinlich rein semitischen Chaldäer, denen die Dynastie Nabopolassar und Nebukadnezar angehört und deren Denkmäler und schriftliche Zeugnisse jetzt von der deutschen Orientgesellschaft in aufopferungsvoller Arbeit an den Tag gefördert werden. Man begreift, wie schwer es unter diesen Bedingungen sein muss, bis auf den reinen Kern der grossen schöpferischen Civilisation und der Kultur zu gelangen, an denen und an deren Resten Semiten und Syrier während vier Jahrtausende und mehr sich geweidet hatten. Diese ganz äusserliche Pracht und Massenhaftigkeit und Ungeheuerlichkeit kann nicht der Charakter des streng und genau die Natur beobachtenden Volkes gewesen sein, das ordnend und gestaltend die Spur seines namenlosen Daseins allen künftigen Zeiten aufprägte. Und da es eine erwiesene Thatsache ist, dass weder Semiten noch Syrier jene Geistesanlage besitzen, aus der Metaphysik und Mythologie und Wissenschaft entstehen, so können wir ganz sicher sein, dass alles, was man uns heute als „babylonische Religion“ vorsetzt, nur etwas völlig

[1]) Vergl. Hugo Winckler: *Die Völker Vorderasiens,* 1899, S. 12. Dass schon diese alte Zeit eine des kulturellen Verfalles war und die Blüte weit zurück zu suchen ist, führt Winckler aus in den *Preussischen Jahrbüchern,* 1901, CIV, 228.

Entartetes, Missverstandenes ist, grosse, heilige Gedanken im Fiebertraum eines durchaus minderwertigen Intellekts erblickt, oder, wie Renan sagt: „ausgewässert während Jahrhunderte in Gedächtnissen, die nichts genau wiederzugeben verstanden, und eingeschnürt in alles zerquetschende Hirne“. Durch dieses Dickicht nun hindurchzudringen, jenen fernen Wohlthätern die Hand zu reichen, — dies in erster Reihe; sodann aber die endgültige Klarlegung der geschichtlichen Vorgänge, der Rassenmischungen usw.: dahin zu gelangen, ist des Schweisses unserer tüchtigsten Gelehrten wert und bildet das vornehmste Interesse aller dieser Forschungen im Euphrattale; der Zweck ist ein rein wissenschaftlicher und ein rein kultureller; und je weniger fromme Voreingenommenheit dreinzureden hat, desto besser.

Dass nun die assyrisch-babylonischen Forschungen dazu berufen sind, eine Umwälzung unserer Auffassung des Alten Testaments zu bewirken und insofern auch eine grosse und befreiende Kulturthat vorzubereiten, das ist eine ganz andere Sache; ich komme bald darauf zurück; davon träumen gerade diejenigen nicht, deren Horizont durch rechtgläubige Bibelinteressen umzirkt ist, und Professor Delitzsch verrät in seinem ganzen Vortrag durch kein einziges Wort, dass er es selber ahne. Was aber die Bedeutung des Alten Testaments für das orthodoxe Judentum und Christentum anbetrifft, so ist zu bemerken, dass alles Mythische hier nur historisch und ethisch aufgefasst wird; bezüglich der Historie und Ethik dieser Schriftensammlung wissen wir jedoch alle schon längst mit Immanuel Kant, dass ihr Wert nicht in dem besteht, „was man durch philologische Kenntnisse, die oft nur verunglückte Konjekturen sind, aus ihr herauszieht, sondern (aus dem) was man mit moralischer Denkungsart, also nach dem Geiste Gottes in sie hineinträgt.“[1])

Soviel über Delitzsch's erste Bemerkung. Die Ausführlichkeit unseres Randkommentars wird in der Folge uns nützlich sein. Vorher erfordern aber die zwei weiteren einleitenden Gedanken eine kurze Erwähnung.

---

1) *Streit der Fakultäten,* I, Anhang biblisch-historischer Fragen.

Gleich oben auf der zweiten Seite bemerken wir wieder eine so unglaubliche Behauptung, dass ich sie zwanzigmal hintereinander las, in der Meinung, es müsse hier ein Druckfehler oder eine falsche Interpunktion vorliegen; aber nein, so steht es wirklich zu lesen. Delitzsch behauptet, daß „gerade in unserer Zeit" jedem Denkenden „das Ringen nach einer Vernunft wie Herz befriedigenden Weltanschauung sich aufdränge". Daß ein „Ringen" sich „aufdrängt", ist ein eigentümliches Bild, doch wenn schon, dann meine ich, drängt es sich dem Menschen zu allen Zeiten auf; doch gleichviel. Dieses unser Ringen nach einer Weltanschauung „führt" nun, behauptet Delitzsch, „immer wieder hin zu der Bibel, in erster Linie zum Alten Testament". Das ist ein ein starkes Stück, fürwahr! Ich habe in meinem ganzen Leben noch niemals einen Menschen getroffen, der in dem Ringen nach einer Weltanschauung zum Alten Testament hingeführt worden wäre. Selbst der Jude, sobald er die Sehnsucht nach Weltanschauung verspürt, wendet sich mit Spinoza und Mendelssohn vom Alten Testament hinweg. Vielleicht kommt ein Tag, wo wir in der Lage sein werden, zwischen germanischer Weltanschauung und Altem Testament eine gewisse Harmonie herzustellen; bisher gelang es nie. Wir dürfen die Gedanken unserer führenden Geister als die vergrößerten Bilder dessen betrachten, was im Volke nach Ausdruck sucht; und da frage ich, wo in aller Welt sieht man einen einzigen unserer nach Weltanschauung ringenden großen germanischen Denker nach dem Alten Testament greifen? Gleich, als unser Denken erwacht, in den Anfängen des 12. Jahrhunderts, höre ich Abälard behaupten, der Timäos des Plato stehe höher als die Genesis des Moses und man werde eher durch Leitung der Hellenen als der Israeliten dem ewigen Leben zugeführt werden; und das spricht ein Priester![1]) Und von Abälard an, wo finden wir in unserer ganzen Geschichte einen Denker, der für seine Weltanschauung zum Alten Testament seine Zuflucht nimmt? Man nenne mir einen einzigen. Und als der grösste aller unserer Denker kam, deckte er schonungslos den unaus-

---

1) Adolf Hausrath: *Peter Abälard,* 1893, S. 52.

gleichbaren Widerstreit der Anschauungen auf und sagte: ihr müsst zwischen Jahve und Natur wählen, für beide nebeneinander ist nicht Platz (vergl. S. 924). Und von Kant an bis zum heutigen Tage, wo ist ein einziger Denker — möge er welcher Richtung er wolle, angehören —, der die Behauptung Delitzsch's bestätigte? Selbst der gläubige Schleiermacher lehrt ausdrücklich: „die neutestamentischen Schriften sind als Norm für die christliche Lehre zureichend und bestreitet die göttliche Eingebung der alttestamentischen".[1]) Mit der Erscheinung Jesu Christi, ja! mit ihr haben sich zwar lange nicht alle Denker, doch viele auseinandersetzen müssen; Christus aber steht so ausserhalb aller Geschichte, wie dies nur menschenmöglich ist, so dass selbst diejenigen Philosophen, die ihn, wie Hartmann, als eine rein historische Notwendigkeit betrachten, ihn doch nicht aus der unmittelbaren Umgebung oder gar aus dem Alten Testament erklären.

Diese Behauptung ist einfach eine der monströsesten Eingebungen der Semitomanie, die je erlebt wurden. Doch es kommt noch besser.

Auf der selben zweiten Seite, nachdem wir belehrt worden sind, dass alle Menschen, die nach einer Weltanschauung ringen, zum Alten Testament greifen, ist von der „kaum übersehbaren Zahl christlicher Gelehrter" die Rede, die beschäftigt sind, dieses Alte Testament „nach allen Richtungen hin zu durchforschen". Diesen Forschungen, sagt Delitzsch, schenkt die Welt vorderhand wenig Beachtung; doch kommt erst der Tag, wo „die Summe der gewonnenen neuen Erkenntnisse in das Leben hinaustritt", dann wird — aber ich bitte jetzt so aufmerksam zuzuhören, als ob die Posaunen von Jericho, aus ihrem Grabe hervorgeholt, das Hosianna bliesen — dann wird „das Leben der Menschen und Völker tiefer erregt und bedeutsameren Fortschritten zugeführt werden, als durch alle modernen Entdeckungen der Naturwissenschaften zusammen". Und Delitzsch bekräftigt das Ge-

[1]) *Der christliche Glaube,* § 131 u. 132.

sagte durch die Versicherung: „so viel steht fest“; es scheint also, dass ein anderes Mal noch mehr nachkommen soll. Ich glaube, wenn das nicht ein ordentlicher Universitätsprofessor gesprochen hätte, der Mann wäre sofort in ärztliche Behandlung genommen worden, so über alle erlaubten, ja denkbaren Maasse ungeheuerlich ist die Behauptung. Man schaue sich doch im Geiste um; man überlege sich, wie das ganze Gerüst unseres Lebens und Wissens, alles, heisst das, was Civilisation genannt werden kann, aus Errungenschaften der Naturwissenschaften der letzten vier Jahrhunderte herausgewachsen ist: die Möglichkeit, unseren Planeten zu erforschen, zu besiedeln und gleichsam zu einer Einheit zu gestalten, der Blick in das früher nie geahnte Reich des Organischen, in die Fülle der Umgebung, die wir Blinde nicht sahen, in die Welt des Unendlichkleinen, keinem Auge Erreichbaren, die Hervorholung der längst hingeschwundenen Geschlechter aus den Eingeweiden der Erde, so dass Vergangenheit und Gegenwart zusammenfliessen, die allmähliche Aufdeckung des Strukturplanes alles Lebenden und Unbelebten, die Kenntnis des Kosmos und der Nachweis seiner materiellen Gleichartigkeit, die Astronomie, von Kopernikus bis Kirchhoff, die Physik, von Galilei bis Heinrich Hertz, die Chemie, von Boyle bis van't Hoff, die Medizin, von Paracelsus bis Lister und Pasteur . . . . . und nun, ausser der reinen Wissenschaft die angewandte: die raumüberwindende Elektricität, durch die unsere Sinne gleichsam Fühler ausstrecken um die ganze Erde herum (bald vielleicht, da der Äther den Raum erfüllt, bis an die Gestirne), der Dampf, der das Leben der Gesellschaft völlig umgewandelt hat und der an fast allem, was uns umgiebt, als Arbeitskraft beteiligt ist, die Druckpressen, deren ganzer Betrieb aus den Erfolgen der Chemie, der Physik und der Mechanik ihre Möglichkeit schöpft, die Chirurgie, mit ihren auf Anatomie, Chemie, Physik beruhenden Wunderleistungen, die Medizin mit ihrer Hygienik des täglichen Lebens, ihrer aus mikroskopischer Botanik und Zoologie und aus physiologischen Studien hergeleiteten Serumtherapie, ... doch ich müsste zwanzig Seiten füllen. Man überlege sich aber auch, welchen unermesslichen Einfluss diese

Entdeckungen und diese durch sie bewirkte völlige Umgestaltung unseres Lebens auf unsere Kultur ausgeübt hat: auf die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, auf Gesetzgebung und geschichtliche Auffassung, auf die Möglichkeit wissenschaftlicher (auch philologischer und archäologischer) Erforschung der Vergangenheit unseres Geschlechtes, auf Denken, Trachten und Dasein eines jeden Tages unseres Lebens, vom Aufstehen bis zum Niederlegen, vor allem endlich auf die Grundlagen und Grundzüge jeder Weltanschauung, denn — mögen die Kirchen sich noch so anstrengen, die Wahrheit zu unterdrücken — Thatsache ist, dass unsere ganze germanische Philosophie auf naturwissenschaftlicher Grundlage steht und dass der völlig neuen Auffassung des Kosmos nur eine völlig neue Weltanschauung und mit ihr zugleich eine völlig neue Gestaltung der Religion gerecht werden kann.[1]) Und nun kommt ein fleissiger Theolog und Assyriolog und versichert uns mit grösster Seelenruhe: das alles — diese unsere spezifisch germanische Leistung, die naturwissenschaftliche, diejenige, die unsere Civilisation und Kultur von allen anderen gleichzeitigen und von allen früheren ganz und gar und auf immer unterscheidet — das alles sei gleich nichts zu achten! „Alle modernen Entdeckungen der Naturwissenschaften zusammen“ — ich bitte gut zu lesen, „alle zusammen“ — hätten für den Fortschritt der Menschheit nicht so viel zu bedeuten, wie die Arbeiten einiger Dutzend bebrillter Bibelexegeten und Assyriologen, die jahraus jahrein im Staube der Bibliotheken die Weisheit von Männern aus fernen Jahrtausenden studieren, von Männern, die Vieles nicht wussten und nicht wissen konnten, was heute jeder zehnjährige Bauernbub weiss — z. B. dass die Erde um die Sonne kreist, — von Männern, die in krassem Aberglauben, innerhalb eines räumlich und zeitlich engbeschränkten Horizontes, Welterklärungen aufstellten, die heute im besten Falle nur noch historisches Interesse besitzen können! Die Leistungen der Naturwissenschaften würden „das Leben der Völker weniger tief erregen“, als die Theorien, die diese hochwürdigen Theologen und Orientalisten über den „Jahvisten“ und den „Jehovisten“ und den „Elo-

1) Vergl. *Grundlagen,* Kap. 9.

histen" und den „Priesterkodex" und den „letzten Redaktor" des Alten Testamentes aufstellen, beziehungsweise den anderen Tag niederreissen! Und durch die Naturwissenschaften — alle zusammen — werde weniger der Weg zu „neuen Erkenntnissen" gebahnt, als durch die Entzifferung elender Ziegelscherben, auf denen hochmutsvolle semitische Monarchen vor etlichen Jahrtausenden Lügen einbrennen liessen zur Verherrlichung ihrer vorgeblichen Thaten und Siege! Ja, wahrlich, wir Germanen haben auf Prof. Paul Haupt's Regenbogenbibel und auf das Bildnis des alten Hammurabi und auf Sardanapal's Sintfluterzählung gewartet, um „bedeutsameren Fortschritten zugeführt zu werden"!

Wüsste man nicht, dass unsere Naturforscher etwas Besseres zu thun haben, man würde sich wundern, dass sie auf eine so ungeheuerliche Geringschätzung nichts erwidern. Doch sie haben Recht: lächeln und weiterarbeiten war das Gescheiteste, was sie thun konnten. Wir aber hier durften über die einleitenden Behauptungen Delitzsch's nicht so leicht hinweggehen, weil uns daran liegen musste, ehe wir das gelehrte und für den Laien dornige Specialgebiet betreten, uns eine Meinung über die allgemeine Urteilsfähigkeit dieses Gelehrten zu bilden. Hierzu haben sie uns gute Dienste geleistet, und wir vermuten schon, dass er jener Erkrankung nicht entgangen ist, die Kant uns als die grösste Gefahr des Gelehrten erkennen lehrte. Das ist für die Beurteilung von Delitzsch's Behauptung eines ursprünglichen semitischen Monotheismus — zu der wir jetzt kommen — von grossem Wert; wir wissen, was wir zu erwarten haben.

Doch dieser Zweck würde auch mich nicht zu so grosser Ausführlichkeit verleitet haben, wenn nicht aus diesem einen Beispiel der verheerende Einfluss, den die Verquickung unserer Religion mit jüdischer Geschichte und semitischen Wahngedanken auch auf weite Kreise — eigentlich auf uns Alle — ausübt, besonders deutlich zu ersehen wäre. Hiervon müssen wir emanzipiert werden, und wenn Delitzsch's Unbesonnenheit dieser wirklichen Aufklärung und Befreiung auch nur ein wenig Vorschub leistet, soll sie uns willkommen gewesen sein. Hierüber später mehr; jetzt wollen wir bei *Babel und Bibel* bleiben.

Nach den knappen, doch, wie man gesehen hat, inhaltreichen zwei einleitenden Seiten beginnt Delitzsch seinen Bericht über die Ausgrabungen. Manche Bemerkungen scheinen, nach dem Urteil der Fachmänner, nicht ganz einwandfrei zu sein, und es kann namentlich nicht gebilligt werden, wenn Hypothesen, und zwar zum Teil recht windige Hypothesen — Dinge, über die die gelehrteste Forschung noch keine sichere Kunde besitzt — einfach als sicher ermittelte Thatsachen eingeführt werden;[1]) es ist das nicht klug, dem Ungelehrten gegenüber auch nicht ganz billig. Wir Ungelehrte sind doch nicht Kinder, die man mit Märchen unterhält; vielmehr fordern wir vom Fachmann die unbedingteste Genauigkeit und Zuverlässigkeit, auch auf Kosten der Gefälligkeit, wenn es nicht anders geht. Dennoch muss ich hier Delitzsch gegen mehrere Kritiken in Schutz nehmen; allzu pedantisch darf man nicht sein; man bedenke, bei welcher Gelegenheit die Rede gehalten wurde; im Interesse der Ausgrabungen war es durchaus geboten, dass sie Eindruck mache; bei nebensächlichen Dingen steckt bisweilen ein ganz klein wenig Wahrheit in der Maxime: der Zweck heiligt die Mittel.

Leider hat Professor Delitzsch diese Maxime nicht bloss dort, wo sie statthaft sein kann, sondern weit darüber hinaus angewandt. Denn nun kommen wir zur Hauptsache, zum inneren Zweck und Ziel des ganzen Vortrags, nämlich zu der Behauptung, die Semiten seien von jeher Monotheisten gewesen, und zu dem versuchten — oder vielmehr nicht versuchten, sondern *ex cathedra* als apodiktisch hingestellten — Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung.

Die These Delitzsch's (vergl. *Babel und Bibel,* S. 45 fg.) lässt sich in zwei Sätze gliedern; der erste enthält ein allgemeines, umfassendes wissenschaftliches Theorem, der zweite will durch ein dokumentarisch belegtes Beispiel die Richtigkeit der These *in concreto* historisch beweisen. Zwar kommt noch etliches Beiwerk dazu, auf das wir nicht verfehlen wollen, später zurückzukommen, doch zunächst wollen wir bei der mittleren Hauptthese

---

1) Vergl. hierüber namentlich Jensen a. a. O.

bleiben. Das Theorem lautet: alle Semiten sind von Hause aus Monotheisten; denn das Wort, welches bei ihnen allen Gott bezeichnet, lässt unmittelbar auf den Glauben an einen einzigen, zweitlosen Gott schliessen. Das Beispiel lautet: es kann aus keilschriftlichen Texten aus der Zeit Hammurabi's (also 2500 vor Christo) belegt werden, dass die Semiten, die damals von Westen her Babylonien überfluteten, in der That Monotheisten waren, und zwar dass ihr Gott Jahve hiess. So lauten die zwei Sätze der These, wenn man sie in strengster logischer Form vorträgt.

Um Missdeutungen zu vermeiden, will ich gleich bemerken, dass Delitzsch selber das vorangeschickte Theorem zuerst nicht so umfassend formuliert; er sagt nicht „alle Semiten", sondern spricht nur von den „semitischen Kanaanäerstämmen"; diese hätten sich das betreffende Wort „für Gott ausgeprägt". Später aber spricht er ganz allgemein von einem „altsemitischen Wort", und in der That, das betreffende Wort (in der einfachsten Wurzelform *il*, bei den Babyloniern *ilu*, bei den Hebräern *ēl*, bei den Arabern *îl*) findet sich in allen Zweigen des semitischen Sprachstammes und bedeutet überall „Gott"; es ist durchaus nicht von den Kanaanäern speziell „ausgeprägt worden"; diese Behauptung ist einfach nicht wahr und muss dem Gelehrten in der Hitze der Improvisation entschlüpft und bei der späteren Durchsicht zufällig unverbessert geblieben sein; folglich gilt das Argument, das Delitzsch an das Wort *ēl*=Gott anknüpft, entweder für alle Semiten oder für gar keine. Es ist ein ziemlich kleinliches Verfahren, uns zuerst nur von Kanaanäern zu sprechen, damit wir nicht erschrecken, und dann — nachdem wir ahnungslos dieses kleine *falsum* geschluckt haben — das dicke Ende des Keils nachzutreiben. Für das Theorem selbst aber bleibt es sich gleich, ob wenige Semiten oder alle das Wort benützten; für den Gegenbeweis auch.

Jetzt wollen wir uns die beiden Sätze etwas näher ansehen: erst das Theorem, dann das Beispiel.

Man wird bemerkt haben, dass das Theorem ein zweifaches Argument impliziert: zuerst ein philologisches, sodann ein philo-

sophisches. Denn zuerst kommt es darauf an zu wissen: was bedeutete ursprünglich das semitische Wort für „Gott"; sodann muss philosophisch dargethan werden: aus dieser Bedeutung ergiebt sich mit logischer Notwendigkeit eine monotheistische Religion bei den Menschen, die Gott mit diesem Worte nannten. So verfährt denn auch Delitzsch und wir wollen ihm folgen.

Das Wort heisst *il* oder *ilu;* das ist wenigstens die älteste Form, die natürlich in den verschiedenen Sprachzweigen verschiedene Umbildungen erlitt, und im Hebräischen *ēl* gesprochen wird. Dieses (wie schon hervorgehoben) allen semitischen Hauptsprachen gemeinsame Wort wird auch überall als eine Bezeichnung für den Begriff „Gottheit" gebraucht. Es entsteht die Frage: ist es möglich, hinter der allgemein üblichen Bedeutung „Gott" eine frühere Bedeutung oder eine etymologische Ableitung aus einem anderen Begriffskreis für dieses Wort zu finden? Delitzsch antwortet kurz und bündig: „jenes altsemitische Wort bedeutet das Ziel". Keine Silbe mehr. Der Laie muss glauben, das sei eine sicher ausgemachte Thatsache, über die kein Zweifel herrscht. Wie muss er staunen, wenn er erfährt, diese Zurückführung von *ēl* auf die Bedeutung „Ziel" sei nur der Einfall eines zwar hervorragend begabten, doch anerkanntermassen sehr bizarren und leicht „verrannten" Philologen, und dieser vor bereits zweiundzwanzig Jahren zum erstenmal veröffentlichte Einfall habe bei den bedeutendsten Fachmännern sehr wenig Anklang gefunden und werde im Allgemeinen als unzulässig betrachtet; wogegen die wahrscheinliche Ableitung auf ein Wort mit der Bedeutung „der Starke", „der Mächtige" führe! Und in welchem noch höherem Maasse muss er staunen, wenn er erfährt, dass Friedrich Delitzsch selber — eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der assyrischen Grammatik und Lexikologie — in seinem eigenen *Assyrischen Wörterbuch* (1896) von dieser angeblichen Bedeutung des Wortes *el* nichts weiss und jenen Einfall (der sechszehn Jahre vor dem Erscheinen des betreffenden Wörterbuchs veröffentlicht worden war) nicht einmal einer Erwähnung wert hält! Nur an jenem Abend des 13. Januar 1902, als es

galt, die bedrohte religiöse Vorherrschaft des Semitentums zu retten, da hiess es plötzlich: „jenes Wort bedeutet Ziel.“ [1])

Wir müssen aber noch einen Augenblick hierbei verweilen; denn es darf nicht der Schatten eines Zweifels oder einer möglichen Unklarheit bestehen bleiben.

In seinem Vortrag sagte Delitzsch weiter nichts als „jenes Wort bedeutet das Ziel“; in der Broschüre steht aber S. 52 in kleinem Druck unter anderen Anmerkungen zu lesen: „Die Erklärung des Wortes *El* „Gott“ als Ziel wurde zuerst von dem Göttinger Theologen und Orientalisten P. de Lagarde gegeben.“ Das *onus probandi,* die Beweislast, wird also dem Lagarde aufgebürdet, und da Prof. König so freundlich war (a. a. O., S. 31), die Quelle anzugeben (was Delitzsch nicht thut), so kann sich Jeder — auch der Ungelehrte — leicht überzeugen, dass der vortreffliche, an Kombinationen — oft abenteuerlichster Art — unerschöpfliche Lagarde die sensationelle Anwendung seines problematischen Einfalls sicher nicht gebilligt hätte. „Also nur eine Vermutung gebe ich“, sagt Lagarde, „freilich eine Vermutung, welche mich glaublich dünkt“; und so weit ist er davon entfernt, die übliche Ableitung aus einem anderen Stamme — der dann, wie gesagt, „der Starke“, „der Mächtige“ als Urbedeutung des Wortes *ēl* erschliessen würde — für falsch zu halten, dass er nur sagt, es sei „nicht nötig“, sie anzunehmen.[2]) Man sieht, wie vorsichtig und zurückhaltend selbst dieser allzukühne Geist sich über die Deutung *ēl* gleich „Ziel“ ausspricht. Für uns Laien ist es aber ausserdem von Wert, dass wir Lagarde als Menschen gut kennen und uns somit ein Urteil über ihn zutrauen dürfen. Denn für uns gehören seit lange seine *Deutschen Schriften* zu

---

1) In seinem *Wörterbuch* giebt Delitzsch zu dem Wort *ilu* gar keine etymologische Erläuterung, von der richtigen Erkenntnis geleitet, die sich jetzt bei den bedeutenderen Fachmännern Bahn bricht, dass dieses Suchen nach Wurzeln und Urbedeutungen meistens eine zwecklose Spielerei sei mit ewig unbeweisbaren Annahmen.

2) *Übersicht über die im Aramäischen, Arabischen und Hebräischen übliche Bildung der Nomina,* in den Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1888, Bd. 35, S. 14 u. 164. In dieser Abhandlung verweist Lagarde auf *Symmicta,* 1880, II, 101—103 als auf die Stelle, wo er den betreffenden Einfall zuerst veröffentlicht habe.

den teuersten Büchern und gilt namentlich seine unerschrockene Aufdeckung der Minderwertigkeit der semitischen religiösen Instinkte und ihrer schädlichen Wirkung auf die christliche Religion, als eine That, die Bewunderung und Dank verdient. Lagarde — den Delitzsch so unversehens in den Dienst der entgegengesetzten Sache preßt — wollte das ganze Alte Testament aus der christlichen Religionslehre ausgeschieden wissen; denn, sagt er: „an dessen Einfluss ist das Evangelium, so weit dies möglich, zu Grunde gegangen.“[1]) Das ist eine andere Melodie, als die, welche Delitzsch singt und nach welcher Jesus Christus nur als eine Fortsetzung der „gottbegnadeten“ Sänger des Alten Testaments etwas zu bedeuten hat! Zugleich beweist es, welche Vergewaltigung eines grossen Toten hier vorgenommen wurde. Doch die Liebe für Lagarde macht uns nicht blind. Wenn ein etymologischer Einfall auf ihn sich stützt, müssen wir fragen, ob man ihm in derlei Dingen so unbedingt folgen darf. Wie oben gesagt, wir Laien unterscheiden heute zwischen Gelehrten und Gelehrten; wir können zwar über die fachmännischen Argumente kein sachkundiges Urteil fällen, wohl aber über den Mann, der die Argumente gebraucht. Und was für ein Mann ist Lagarde, wie wir ihn aus seinen politischen und religiösen Schriften kennen? Ein Mann von ganz aussergewöhnlicher Begabung, das ist sicher, und von seltener Intuitionskraft; eine der Zierden nicht nur des deutschen Gelehrtentums, sondern auch des echt deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. Doch ein Mann dem man — gerade dort, wo es ins Detail geht — mit grosser Vorsicht lauschen muss. Er ist eine Art Baldung Grien der Schriftstellerei; überall Verschnörkelungen ohne Ende; deutsch bis in die Fingerspitzen — im Guten und im Schlechten; gestaltungsmächtig und dennoch formlos; Realismus und Phantasterei ohne Grenzscheide in einander übergehend; zarte Geheimnisweberei neben unverzeihlicher Derbheit. Man hat gemeint, er und Bismarck seien zu Anfang der Fünfziger die einzigen weitblickenden Politiker Deutschlands gewesen. Lagarde schaute — das muss man ge-

---

[1]) *Deutsche Schriften*, 2. Aufl., S. 57.

stehen — in mancher Beziehung weiter als Bismarck; er war mehr Deutscher und weniger Preusse, und seine grössere Kultur liess ihn Dinge vorauswissen, die für den Kanzler einfach nicht in Sehweite fielen. Doch Bismarck, der meisterhafte Opportunist, ersah genau die Grenzen des Möglichen und schuf dadurch für alle Zeiten; Lagarde dagegen war der Typus des Inopportunisten, sein Traum besass für ihn mehr Realität als die Wirklichkeit. Lagarde hatte etwas von einer Prophetennatur an sich. Das ist aber keine unbedingte Empfehlung — weder für einen Politiker, noch für einen Philologen. Und in der That, jene politischen Schriften sind Beweis genug, dass dieser erstaunlich weitblickende Mann zugleich sehr grillenhaft, unberechenbar, eigensinnig war. Ich verehre Lagarde innig und möchte nicht, dass meine Charakteristik als Geringschätzung aufgefasst würde; jeder Mensch von gesundem Urteil braucht aber nur Lagarde's schöne Ausgabe der *Opere italiane* von Giordano Bruno zur Hand zu nehmen und das Nachwort zu lesen mit dem krausen Durcheinander unzusammenhängender, teils völlig trivaler Bemerkungen, und mit der ebenso rohen wie unverdienten Anrempelung Heinrich's von Stein, um sicher zu sein, in diesem edlen Geist müsse zu Zeiten die Urteilskraft mit der Erkenntniskraft Versteck gespielt haben. Aus dem selben Jahr wie dieses Nachwort stammt jener Aufsatz, auf den Delitzsch sich beruft. Damit Lagarde's Konjektur für uns entscheidenden Wert bekäme, müsste sie von besonneneren Männern angenommen worden sein, was bis jetzt aber, wie oben gesagt, nicht der Fall ist.[1])

Somit fällt also der Grundpfeiler — nämlich das philologische Argument — auf dem Delitzsch's ganzes Theorem über *ēl* aufgebaut ist, ins Wasser. Doch enthebt uns das nicht der Verpflichtung, auch das philosophische Argument näher anzusehen; denn über philologische Ursprünge lässt sich sehr häufig nichts mit absoluter Sicherheit ausmachen und hier ist das anerkanntermassen der Fall; wenn es also einem Delitzsch gefällt zu sagen:

---

[1]) Jensen z. B. (a. a. O., S. 493) nennt sie eine „durchaus totgeborene Etymologie" und zeigt, dass auch wenn sie zu Recht bestünde, das Wort nicht „Ziel" bedeuten würde!

entgegen dem Urteil der meisten kompetenten Semitisten und entgegen Lagarde's eigener Meinung, wonach (a. a. O.) „seine Vermutung vielleicht für immer Vermutung werde bleiben müssen", beharre ich dabei und behaupte apodiktisch, *ēl* bedeutet Ziel, — so kann ihm das nicht verwehrt werden, und es wird immer voreingenommene Laien geben, die zu ihm halten. Wir müssen also fragen: gesetzt, das semitische Wort für Gott stamme wirklich aus dem Bedeutungskreise „Ziel", inwiefern könnte daraus auf Monotheismus geschlossen werden?

Delitzsch scheint ein Freund des abgekürzten Verfahrens zu sein; denn wie er vorher nur gesagt hatte: „Dieses Wort heisst *El* und bedeutet das Ziel" — keine Silbe mehr, ebenso spricht er jetzt den einen Satz: „Dieses Ziel kann naturgemäss nur eines sein", weiter nichts — der Monotheismus ist schon da.

An dieser Stelle haben die Kritiker der verschiedensten Richtungen sich offenbar mit beiden Händen krampfhaft an den Kopf gegriffen, — ich ersehe es aus ihren Bemerkungen. Und in der That, dass wir Menschen uns überhaupt untereinander verständigen können, wird bewirkt durch den gemeinsamen Besitz gewisser logischer Grundsätze, Grundsätze, die nicht Meinungssache sind, sondern eine Thatsache des Menschengeistes ausmachen. Wenn Jemand behauptet, zwei Mal zwei ist fünf, so muss ich verstummen; es lässt sich nichts weiter darauf erwidern, als dass der betreffende Mann wahrscheinlich an irgend einer Grosshirnstelle verletzt ist. Warum soll „naturgemäss" der Mensch nur Ein Ziel haben? Das müsste ein zur Einsperrung reifer Monomane sein. Man denke sich einen König oder Staatsmann mit einem einzigen Ziel im Auge! das wäre jedenfalls der richtige Weg, um k e i n Ziel zu erreichen. Und man denke an den reinsten Semiten, den arabischen Beduinen, wie ihn Burckhardt uns schildert, den Geist meistens völlig schlaff, leer wie seine Wüste, — dann aber plötzlich alle Saiten straff gespannt, Sinne, Sehnen, Herz, alle auf ein Ziel gerichtet — freilich ein „Ziel", doch jeden Tag ein anderes — heute auf Beute, morgen auf Krieg, übermorgen auf Liebe, dann wieder auf Rache, worauf wieder der gewöhnliche Zustand der Lethargie einsetzt. Allerdings, je primitiver das Leben, um

so weniger Ziele wird der Mensch kennen, doch für eine Mehrheit der Ziele ist durch die allen Menschen gemeinsamen Naturzüge gesorgt. Es verlohnt sich nicht, hierüber erst zu streiten. — Nun würde vielleicht Delitzsch einwenden, der Nachdruck falle bei ihm auf das Wort „dieses"; er habe sagen wollen, dieses Ziel — nämlich jedes Jenseitige, „nach welchem das menschliche Herz sich sehnt" — könne naturgemäss nur eines sein. Das wäre aber dann eine *petitio principii* so schreiender Art, dass man sie einem Quartaner nicht verzeihen könnte, vermehrt um ein Hysteronproteron, das künftig als klassisches Beispiel in unsere Lehrbücher der Logik aufgenommen zu werden verdiente. Denn zuerst sollte das Wort Ziel (für Gott) beweisen, dass die Semiten nur an Einen Gott glaubten, und nun wird gesagt, weil dieses Göttliche naturgemäss nur eines sein kann, darum ist Ziel hier als Einzahl zu fassen. Das kann einfach Delitzsch nicht gemeint haben.

Doch gleichviel, denn wenn wir jetzt zum zweiten Teil der These übergehen — zu den historischen Belegen — werden wir erfahren, erstens, dass das Wort *ēl* — möge es ursprünglich bedeutet haben, was es wolle — jedenfalls in seinem üblichen Sinne, „Gott", in allen Dialekten einen Plural bildet![1]) zweitens, dass alle Semiten und Halbsemiten, von denen die Geschichte zu melden weiss, nachweisbar Polytheisten waren — bis Mohammed kam. Einer Einschränkung bedarf diese Behauptung nur, insofern die ganz reinen Semiten vielfach auf einer so tiefen Stufe des blossen Dämonenglaubens und Fetischwesens zu allen Zeiten verblieben, dass man von einem eigentlichen Gottesglauben bei ihnen kaum reden kann — dies bestätigt mir ein junger Hochschullehrer, der das Studium der semitischen Religionsdokumente zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Die Semiten sind eben „von jeher an religiösem Instinkt erstaunlich arm" (S. 221); es ist eine

---

1) Delitzsch selber giebt in seinem *Assyrischen Handwörterbuch,* 1896, eine ganze Reihe Stellen an, wo *ilu* im Plural vorkommt, und Gesenius nennt in seinem hebräischen ebensolche für *ēl,* bei denen dann das Wort entweder „die Helden" oder die „Götter" bedeutet; so wird z. B. im Buche *Daniel* XI, 36, die höchste Gottheit als *ēl ēlîm,* „Gott der Götter", bezeichnet.

Thatsache, mit der man sich trotz eingefleischter Vorurteile abfinden muss. Eine wirkliche Ausnahme bildet einzig und allein das kleine Volk der Juden; dies ist aber — wie heute anthropologisch nachgewiesen ist und ausserdem aus jedem überlegten Studium des Alten Testaments entnommen werden kann — ein vorwiegend syrisches Volk, mit allerdings starkem semitischen, aber auch mit indogermanischem Einschlag (siehe *Grundlagen,* Kap. 5, namentlich S. 372); ein solches Volk kurzweg „semitisch" zu nennen und es ohne weiteres mit den übrigen Semiten zu identifizieren, ist eine Gedankenlosigkeit; dieses Volk ist ein Volk für sich, und es ist unverantwortlich, das, was an seiner religiösen Entwickelung einzig in der Weltgeschichte und ohne Frage bewundernswert ist, den übrigen semitischen Völkern zugut zu schreiben.

Wir kommen also jetzt zu dem zweiten Teil von Delitzsch's These, zu dem versuchten Beweis *in concreto.* Auch dieser Teil gliedert sich bei Delitzsch in zwei Behauptungen: zuerst wird uns gesagt, diejenigen Semiten, die um 2500 vor Christo, von Westen kommend, Babylonien überfluteten, hätten Eigennamen mit *ēl* (= Gott) zusammengesetzt besessen, Namen, die — zergliedert — „Gott mit mir", „Gott hat gegeben", u. s. w. bedeuteten, was ohne weiteres als sicherer Beleg für den Monotheismus dieser Stämme gelten soll; sodann wird aus Keilinschriften zu erweisen gesucht, dieser eine Gott habe Jahve geheissen.

Was das erste Argument betrifft, so fragt man sich wieder, wie hoch — oder vielmehr, wie niedrig — dieser Gelehrte die Geisteskraft eines Ungelehrten einschätzt? Uns fallen sofort die allbekannten deutschen Namen Oswald und Oskar ein, sowie die selteneren Oswin, Osbert u. s. w., welche Zusammensetzungen mit angelsächsisch *ós* = Gott sind und etwa Gottes-Kraft, Gottes-Freund, Gottes-Glanz, Gottes-Streiter u. s. w. bedeuten;[1]) denn da diese uralte Form für Gott vom Christentum weggefegt wurde, so erscheint es von vornherein ausgeschlossen, dass die Namen

1) Die genaue Bedeutung der Silbe — wald, — kar, u. s. w., lässt sich nicht immer sicher ermitteln.

mit *ós* späteren Ursprungs sein sollten. Und als ich bei einem Germanisten mich erkundigte, erfuhr ich, dass ich mich nicht geirrt hatte und dass Namen mit *ós* (resp. *áss* in der nordischen, *ans* in der deutschen Gestalt des selben Wortes), so weit unsere Kunde zurückreicht, zu den beliebtesten gehörten. So ist z. B. der Name *A[n]sugisalas* (Gottes Bürge) durch die Runenschrift des Lanzenschafts von Kragehul in Dänemark bezeugt;[1]) und Namen wie *Ansiulf* (gotisch), *Anshelm* (althochdeutsch), *Ásmundr* (altisländisch) sind in vorchristlichen Zeiten häufig. Noch schlagender für uns Laien ist aber die Thatsache, dass unser guter heutiger Name Gottfried auf vorchristliche Zeiten zurückreicht, wo er nordisch als Gudhrödhr (älter Gudhfrödhr) sich nachweisen lässt.[2]) Noch deutlicher — da die judäochristliche Barbarei hier nicht alles auslöschen konnte — liegen die Dinge in Griechenland. Lebte nicht der Dichter *Theokrit* (= „von Gott gewählt") einige Jahrhunderte vor Christo? Und hiess nicht der Nachfolger des Aristoteles *Theophrast?* und bedeutet das nicht „von Gott genannt"? Und ist nicht ein berühmter Geschichtsschreiber und Zeitgenosse Alexanders des Grossen *Theopompos?* und heisst das nicht „von Gott gesandt"? Und ich sage nur das Erste, Beste, was mir durch den Kopf geht; ein Gelehrter könnte mit ganz anderen Belegen dienen. Im altarischen Indien finden wir eine der selben Namenbildungen, die Delitzsch für seine Kanaanäer anführt, „Gott hat gegeben", *Devadatta,* verbreitet, während *Devâpi* (Gott-Freund) und *Devavâta* (Gott-angenehm) schon im Rigveda als Eigennamen vorkommen, und eine Menge anderer, ähnlich zusammengesetzter Namen aus allen Zeiten bekannt sind. Und aus allen diesen germanischen, griechischen und indischen Namen ohne Ausnahme lässt sich — *nota bene* — eine Mehrzahlbildung des Wortes für „Gott' nicht herausklügeln; es ist immer Gott in der Einzahl, nicht Götter, oder aber der blosse Stamm des Wortes, genau ebenso wie bei den entsprechenden von Delitzsch angeführ-

1) Vergl. Noreen: *Altnordische Grammatik,* 1892, S. 260.

2) Über einen Heerführer „Gottfried", der erst spät getauft wurde, berichtet Zeuss: *Die Deutschen und die Nachbarstämme,* 1837, S. 534 fg.

ten kanaanäischen und babylonischen Namen.[1]) Diese erste Überlegung macht uns schon stutzig, da die Indoarier, die Griechen, die alten Germanen nicht Monotheisten waren — wenigstens gewiss nicht in dem Sinne, in dem Delitzsch es meint. Jetzt fragen wir aber den ersten besten Semitisten und erfahren, dass solche mit *el* zusammengesetzte Namen in den verschiedensten semitischen Sprachen häufig und durchaus keine Eigentümlichkeit jener angeblichen Kanaanäer bilden. In ganz Arabien war vor Mohammed's Zeiten — also in der Epoche, wo Polytheismus und Dämonenglaube in höchster Blüte standen — einer der gewöhnlichsten Namen *Abd-îl* (auch die Formen *Abd-al* und *Abd-allah* sind uralt), was „Knecht Gottes" bedeutet und also dem deutschen Namen Gottschalk genau entspricht;[2]) andere häufige Namen lauteten *'Auf-îl,* d. h. „Gott-beglückt", und *Schakr-îl,* d. h. „Lob-Gottes", u. s. w.,[3]) alles Namen mit genau diesem selben Wort *el* (babylonisch *ilu*), auf das sich Delitzsch beruft. Soll also Delitzsch's Argument gelten, so müssen wir schliessen, erstens, dass alle Semiten, zweitens, dass alle Indogermanen ohne Ausnahme von jeher Monotheisten gewesen sind. Somit ist Delitzsch hier in den verzwickten logischen Fehler verfallen, den die Philosophen *heterozetesis* nennen: er glaubt, etwas Anderes bewiesen zu haben, als was er in Wirklichkeit bewiesen hat; und was er durch seine angebliche Induktion aus den Eigennamen „bewiesen" hat oder vielmehr bewiesen haben würde, wenn seine Prämissen richtig gewesen wären — ist nachweisbar falsch. Mit anderen Worten, die erste historische Behauptung fällt wie die erste und zweite theoretische ins Wasser und hinterlässt nur die Erinnerung an eine Nichtbeachtung der logischen Elementargesetze und an eine Geringschätzung allbekannter Thatsachen, wie sie in der Geschichte der Wissenschaften selten zu verzeichnen sein mag.

1) Einige der Sanskritnamen — z. B. *Devavâta* — werden allerdings häufig von unseren Lexikologen so gedeutet, als ob „Götter", in der Mehrzahl, zu lesen wäre, doch kann dies aus der Form „deva" nicht als notwendig gefolgert werden und ist in manchen anderen Fällen ausgeschlossen.

2) Genau der selbe Name, *Devadâsa* = Knecht Gottes, findet sich vielfach im altarischen Indien!

3) Vergl. Wellhausen: *Reste arabischen Heidentums,* 1887, Abschnitt 1. „Über theophore Namen".

Jetzt aber gelangen wir zu dem Schlussefekt des Vortrages, zu der grossen Entdeckung, die, wenn sie wahr gewesen wäre, epochemachend hätte genannt werden müssen; sie ist aber nicht wahr, sondern eine nachweislich unhaltbare Behauptung.

Nicht genug, dass jene Eroberer Babylons nur an einen einzigen Gott glaubten — wie durch obigen falschen Kettenschluss bewiesen wurde — nein, ihren Eingott beteten sie unter dem Namen Jahve an! Bewiesen wird dies wieder aus Eigennamen, — Eigennamen, in denen nicht bloss das Wort „Gott“, sondern auch das Wort „Jahve“ vorkommen soll, und zwar in einer Verbindung, die uns zu lesen zwingt: „Jahve ist Gott.“ Auch hier wieder deutet Delitzsch mit keiner Silbe an, dass es sich im besten Fall um eine mögliche — oder vielmehr denkbare — Hypothese handelt, sondern er sagt einfach: diese Namen heissen „Jahve ist Gott“, und fährt gleich fort: „Also Jahve, der Seiende, der Beständige . . . ein uraltes Erbteil u. s. w.“ Wir Ungelehrte werden von diesem Gelehrten, wie das Vieh zur Schlachtbank, mit verbundenen Augen geführt. Das wollen wir uns aber doch nicht gefallen lassen; sondern wir wollen uns erkundigen, ob die beiden Namen, auf die Delitzsch sich beruft, *Ja-ah-ve-ilu* und *Ja-hu-um-ilu,* in den Keilschrifttexten wirklich so lauten, und wenn dies der Fall ist, was sie dann bedeuten.

Es handelt sich um zwei Thontäfelchen aus dem British Museum, von denen Delitzsch sagt: „Was ist — wird man sagen — an diesen Tafeln zu sehen? Zerbrechlicher, zerbrochener Thon mit eingeritzten schwer lesbaren Schriftzeichen!“ Ich meine, umso vorsichtiger wird man mit diesen Täfelchen und ihren schwer lesbaren Zeichen umgehen müssen, damit nicht etwa aus dem zerbrochenen Thon noch eine vergewaltigte Deutung herausgelesen wird, die bei der leisesten Prüfung zu Staub zerfällt. Und vor welches fast unlösbar schwierige Problem man sich gestellt findet, sobald ein babylonisches Wort nur einmal belegt ist — wie hier der Fall —. davon kann ein Jeder sich überzeugen, der in Prof. König's Flugschrift die Seiten 38 bis 45 aufmerksam liest. Ich hatte nun ausserdem den Vorteil, mich von einem tüchtigen Assyriologen von Fach, einem alten Freund, eingehend

belehren zu lassen, und auch er bestätigte mir, es sei geradezu „wahnwitzig“, aus einer einzelnen Scherbe einen Namen wie *Ja-ah-ve-ilu* herauslesen zu wollen. Zwei Umstände sind es, die die Interpretation eines keilschriftlichen Wortes geradezu unmöglich machen, wenn es nicht in einem längeren Text steht oder durch häufige Wiederholung in verschiedenen Zusammenhängen allmählich sichergestellt wird: die Schwierigkeit, die unter einander sehr ähnlichen Zeichen mit voller Sicherheit zu entziffern, und die verschiedenen möglichen Lautwerte jedes Zeichens, wenn es auch sicher entziffert worden ist. Bei zusammenhängenden Texten kommen allerdings dem erfahrenen Assyriologen allerhand Regeln und Wahrscheinlichkeiten zu Hilfe, doch bei Eigennamen — namentlich bei isoliert vorkommenden — versagen diese fast ganz.

Bei Delitzsch (S. 47) sehen zwar die Keilschriftzeichen wunderbar deutlich aus; in Wirklichkeit sind sie es aber nicht, und der Gelehrte muss oft stundenlang mit der Lupe in der Hand über ein einziges Wort gebückt bleiben, um auch dann nur eine halberratene Möglichkeit versuchsweise anzunehmen. Wie schwierig es ist, hier das Richtige zu treffen, ersehen wir daraus, dass gleich die erste Keilschriftgruppe der ersten Zeile in Delitzsch's Publikation (das *Ja* vom angeblichen Wort *Ja-ah-ve*) ungenau wiedergegeben ist, wie König aus dem Vergleich mit der Originalpublikation festgestellt hat.[1] Schon diese Publikation selbst aber *(Cuneiform texts from Babylonian tablets)* ist keine genaue Wiedergabe des Originals, denn der Direktor der babylonischen Abteilung des British Museum, Budge, hat auf König's Frage bestätigt, dass die zweite Keilgruppe jener ersten Zeile (die, welche von Delitzsch als *ah* des Wortes *Ja-ah-ve* gedeutet wird), auf der Thontafel ganz anders als im Buche aussieht (das Facsimile ihrer wirklichen Gestalt bei König S. 44 unter Nr. 7) und dass sie möglicherweise als vereinfachende Variation einer dritten Keilschriftgruppe betrachtet werden müsse! Die Entzifferung dieser zweiten Gruppe ist also den Fachleuten selbst noch rätsel-

1) Am ang. Ort S. 41 und vergl. die Abbildung auf S. 44 unter Nr. 4.

haft, und man sieht, auf welchem schwebenden Boden wir hier gleich von vorneherein stehen. Ist aber die Entzifferung eines Zeichens erst sicher, so stehen wir vor einem zweiten und manchmal noch bedrohlicheren Hinderniss. Denn jede einzelne Keilschriftgruppe bezeichnet nicht nur eine einzige Silbe oder Lautbildung, wie das z. B. bei unseren Konsonanten der Fall ist, sondern sie ist — wie der Fachausdruck lautet — polyphon; das heisst, sie lässt eine ganze Anzahl Lesarten zu, und welche die richtige ist, kann meistens nur aus dem Zusammenhang oder aus gewissen sprachlichen Wahrscheinlichkeitsregeln erschlossen werden, Kriterien, deren Geltung gerade bei Eigennamen beschränkt ist. So kann z. B. in jener ersten viersilbigen Inschrift, deren erste und zweite Keilgruppe soeben auf die Verlässlichkeit ihrer Entzifferung hin kurz beleuchtet wurden, die dritte Keilgruppe — diejenige, welche von Delitzsch als die Silbe *ve* des Wortes *Ja-ah-ve* gelesen wird — diese dritte Gruppe kann *pi,* kann *me,* kann *ma,* kann *a,* kann *tu,* kann *tal* gelesen werden. Ein wahres Paradies für einen spekulativen Philologen und Historienschreiber! Doch kein Glück ist voll, und gerade den Laut *ve* kann jene Gruppe — zunächst wenigstens — nie bedeuten. Sondern nur aus der Thatsache, dass in gewissen Dialekten manchmal *m* wie *v* ausgesprochen wird, lässt sich folgern, dass möglicherweise *me* und *ma* für *ve* und *va* stehen k ö n n t e n. Sollte also in der betreffenden Keilgruppe wirklich *me* — und nicht *ma,* noch *va,* noch *pi,* noch *tu,* noch *a,* noch *tal* — gelesen werden müssen, dann wäre es denkbar, dass dieses *me* nicht *me,* sondern *ve* auszusprechen sei. Und wenn nun ausserdem die zweite (wie man gesehen hat, so überaus problematische) Keilgruppe richtig entziffert und als *ah* richtig gelesen ist — das selbe Zeichen kann aber auch *ih* und *uh* und ebenfalls *ha* und *hi* und *hu* gelesen werden[1]) — wenn *ah* aber richtig ist, wenn ferner von den genau

---

1) Ein *h* ist nicht wirklich vorhanden, sondern es handelt sich um die Stellung des *spiritus lenis,* in dem einen Falle 'a, 'i, 'u, in dem anderen a', i', u'. Da aber Delitzsch ein *h* hineingekünstelt hat — was der Lesung „Jahve" wunderbare Dienste leistet — so habe ich geglaubt, dem Beispiel eines so hervorragenden Fachmannes folgen und die Sache in der angegebenen Weise verdeutlichen zu dürfen.

sechsunddreissig möglichen Kombinationen zwischen der zweiten und dritten Silbe, gerade diese Kombination *ah-ve* als treffend angenommen wird, und wenn endlich die erste Silbe, *ja,* keilschriftlich richtig entziffert und phonetisch mit *ja* richtig gedeutet ist, dann — ja, dann — kann das Wort *ja-ah-ve* heissen.[1]) Wahrhaftig, dieser babylonische Jahve dauert mich, denn seine Gottheit ruht in der That auf sehr zerbrechlichen Thonfüssen! Doch glaube der Leser nicht, dass wir schon am Ende seien. Denn nun kommt zuguterletzt noch eine Eigentümlichkeit aller semitischen Sprachen hinzu und stellt die Deutung des Namens, auch wenn er als *Ja-ah-ve-ilu* gelesen wird, in Frage. Unsere indogermanische Unterscheidung zwischen dem Substantivum und dem Verbum, überhaupt zwischen den Sprachteilen, besteht nämlich in den semitischen Sprachen nicht in der selben Weise. Das Wort „Jahve", wenn es wirklich hier zu lesen ist, braucht durchaus nicht als ein Hauptwort aufgefasst zu werden, es könnte ebensogut ein Zeitwort sein; die Art der Zusammenstellung lässt sogar jeden Semitisten (so wird mir versichert) sofort das Letztere als das Wahrscheinlichere voraussetzen; und in diesem Falle würde der Name *Ja-ah-ve-ilu* etwa „Gott lebt" oder „Gott giebt Leben" bedeuten, also ungefähr dem altdeutschen Namen Gottsleben oder dem französischen Dieulefit entsprechen, was

[1]) Seitdem Obiges geschrieben ward, ist die zweite Hälfte der neuen Auflage von Eberhard Schrader's *Die Keilinschriften und das Alte Testament* erschienen, von Prof. Heinrich Zimmern bearbeitet. Dieser Gelehrte, eine anerkannt erste Autorität auf dem Gebiete der Assyriologie, liest auf unserer Thontafel *ja'-pi-ilu* (nach Delitzsch's Schreibweise *ja-ah-pi-ilu);* die Lesung *ja'-ve* verwirft er, oder vielmehr findet er gar nicht diskutierbar. Von ihm erfahren wir auch, dass es ausser den oben — von König aus Delitzsch's Wörterbuch entnommenen — Lesungen für jene zweite Silbe, also *pi, me, ma, a, tu, tal, we, wa,* noch drei weitere giebt, nämlich *wi, wu* und *u* (s. S. 468, Anm. 6). Das sind also elf Möglichkeiten statt der sechs von mir in Rechnung gebrachten. Es ist nötig, diese Unsicherheit der Entzifferung gehörig zu betonen, denn ich habe in gewissen Kritiken diese Behauptung verhöhnt gefunden, und in der *Christlichen Welt* vom 2. Okt. d. J. versteigt sich ein Gelehrter sogar zu der Versicherung, diese assyrischen Texte würden „mit ungefähr derselben Sicherheit gelesen, wie man griechische und lateinische Inschriften liest". Obiges beweist, dass das nicht der Fall ist. Mir wird von durchaus kompetenter fachmännischer Seite versichert, dass die Lesung eines vereinzelt vorkommenden Wortes stets zweifelhaft bleibt, und wir sehen an diesem konkreten Beispiel, dass jeder einzelne Fachmann das Wort anders liest.

dann auch bestens mit den vorhin genannten, in Babylon üblichen Namen „Gott hat gegeben" (Dieudonné), „Gott mit mir" (Gottlieb) u. s. w. übereinstimmen würde.[1]) Und da nun von den vielen Zeugnissen, die die Wissenschaft heute besitzt, kein einziges dafür spricht, dass Hammurabi und seine Leute einen Gott unter dem Namen Jahve verehrten, wogegen es mit absoluter wissenschaftlicher Sicherheit aus zahlreichen Dokumenten festgestellt ist, dass Hammurabi und seine zeitgenössischen Landsleute den Sonnengott, den Mondgott, Sterngötter, Stadtgötter u. s. w. anbeteten — Hammurabi's Vater hiess *Sin-mubalit*, „der Mond (resp. der Mondgott) giebt Leben", seinem Sohn gab er den Namen *Schamschuiluna*, „die Sonne ist unser Gott" — so ist diejenige Deutung des höchst hypothetischen, durch allerhand Kunststückchen zusammengeschmiedeten Wortes *Ja-ah-ve-ilu*, die Delitzsch giebt (und zwar so giebt, als handle es sich um eine ausgemachte Thatsache) ohne Zweifel für falsch anzusehen.

Wollten wir noch einen Beleg, so gäbe ihn uns Delitzsch's zweiter Keilschriftname, den er als *Ja-hu-um-ilu* anführt. Hier liegt die Sache nämlich verhältnismässig klar; die Inschrift ist längst bekannt, da sie Sayce schon vor fünf Jahren und Hommel schon vor vier Jahren besprochen hat. Nur hat sich hier — wenn wir uns auf Hommel und neuerdings auf König, der den Originaltext verglichen hat (S. 40), verlassen können — Delitzsch eine kleine Korrektur erlaubt, indem er *Ja-hu* liest, wo in Wirklichkeit *Jâ-u* steht, so dass der Name nicht *Ja-hu-um-ilu* heisst, sondern vielmehr *Jâ-u-m-ilu*, und dies bedeutet nicht etwa „Jahve ist Gott", sondern —

der Mond ist Gott!

Natürlich muss die Lesung und die Deutung auch dieses zweiten

---

1) In dem soeben genannten Werke, S. 468, spricht Zimmern die Meinung aus, dass in der That das *ja'-pi* (resp. *ja'-ve*, nach Delitzsch) und auch das *ja-u-um* der zweiten Keilinschrift „überhaupt keinen Gottesnamen enthielten, sondern ein Adjektiv, bezw. ein Verbum darstellten". — S. 354 führt er ausserdem aus, dass das *ilu* der kanaanäischen und aramäischen Semiten, welches als Bestandteil von Eigennamen zu Hammurabi's Zeiten vorkommt — siehe Delitzsch's ersten historischen Beweisversuch — nicht den allgemeinen appellativischen Sinn „Gott" trug, sondern der Name eines speziellen Gottes unter andern Göttern war!

Namens aus den oben angegebenen Gründen sehr problematisch bleiben, doch hier wenigstens sprechen allerhand Gründe zu Gunsten der bestimmten Lesart und Deutung, namentlich die Thatsache, dass der Name von Arabien her bekannt ist, so dass wenigstens von Wahrscheinlichkeit die Rede sein kann.[1])

So stürzt denn das ganze, ebenso zuversichtlich als flüchtig aufgerichtete Gerüst zusammen, ein wahrer babylonischer Turm, aber ein papierener. Und statt des pomphaft verkündigten „ungeahnten Ausblickes“ in die Werdestatt des Monotheismus bleibt uns nichts als ein freilich sehr unerwarteter „Einblick“ in die Werkstatt laxer Philologie und phantasievoller Geschichtsfabrikation.

Doch ich kann diesen Abschnitt noch nicht schliessen. Halbe Arbeit, keine Arbeit, sagt das Sprichwort; ich muss die Taktik unserer semitomanen Gegner bis auf den letzten Rest aufdecken. Und war das bisher Besprochene ein Beweis, dass Gelehrsamkeit und Urteilsfähigkeit in die Brüche gehen, sobald die eine fixe Idee, den Semiten zu erheben, den Geist gefangen genommen hat, so hat Delitzsch geglaubt, noch ein Übriges thun und nicht bloss den Semiten erheben, sondern noch ausdrücklich den Indogermanen erniedrigen zu müssen, und damit hat er geradezu eine schlechte That begangen — mag auch der Wahngedanke, an dem er leidet, ihn entschuldigen.

Die ersten Sätze der soeben abgehandelten Ausführungen über den angeblichen Monotheismus und Jahveglauben der präabrahamitischen Semiten lauten nämlich folgendermassen: „Seltsam! Niemand weiss mit Bestimmtheit zu sagen, was unser deutsches Wort ‚Gott‘ ursprünglich bedeutet. Die Sprachforscher schwanken zwischen ‚Scheu-Erregung‘ und ‚Besprechung‘. Dagegen ist das Wort, welches die semitischen Kanaanäerstämme . . . . für Gott ausgeprägt haben, nicht allein klar, sondern es erfasst den Begriff der Gottheit in einer Hoheit und

1) Nach Zimmern — siehe letzte Anmerkung — ist Hommel's oben gegebene Deutung wahrscheinlich insofern unrichtig, als die drei ersten Silben überhaupt kein Nennwort, sondern ein Eigenschafts- oder Zeitwort darstellen. Jensen urteilt (a. a. O.) wieder anders; so viele Assyriologen, so viele Deutungen.

Tiefe . . . . . . etc. etc." (Folgt dann das ganze Märchen über *el,* das Ziel, Hammurabi der grosse Monotheist u. s. w.) Wer nur ein klein wenig Bescheid weiss in diesen Dingen, durchblickt sofort die unbewusste Perfidie dieser Aufstellung; doch wer unter Laien weiss Bescheid? sehr wenige; und der naive Ungelehrte, der von den Lippen dieses rühmlichst bekannten Gelehrten vertrauensvoll gierig Weisheit saugt, tritt in die ganze Betrachtung mit dem niederdrückenden Gefühl, dass wir Germanen wirklich geistig sehr tief stehen müssen und es kaum wagen sollten, zu dem erhabenen Hammurabi, geschweige zu einem jüdischen Propheten die Augen aufzuheben. Aber nur getrost, armer Germane, du darfst schon aufblicken, und ich möchte dir sogar raten, die Methoden deiner Widersacher ein letztes Mal recht scharf ins Auge zu fassen.

Wie es mit *ēl* steht, wissen wir jetzt, und wir wissen, dass betreffs der „ursprünglichen Bedeutung" dieses Wortes „die Sprachforscher schwanken", was sie nur schwanken können. Hier wird sich wahrscheinlich nie etwas Sicheres ausmachen lassen. Bei „Gott" ist das weit eher der Fall. Denn es darf wohl als mit grosser Wahrscheinlichkeit ausgemacht gelten, dass Gott „der Angerufene", Derjenige, zu dem Gebet und Opfer „aufsteigen", bedeutet. Die von Osthoff gegebene Ableitung[1]) (auf die sich Delitzsch stützt) zwingt gar nicht, den Begriff des „Berufens", des „Zauberns" anzunehmen; vielmehr bedeutet die Wurzel, auf die er zurückgeht, einfach „rufen", „anrufen", und die Nebenbedeutung des Zauberns wird nur einer vorgefassten Theorie zuliebe hineingelesen. Und am interessantesten bleibt jedenfalls die (S. 225 Anm. erwähnte) Thatsache, dass „Gott" ursprünglich ein Neutrum war und „d a s Göttliche", nicht den persönlich gedachten „Gott" bedeutete.

Doch gleichviel. Möge das Wort Gott — da Delitzsch es so will — „Scheuerregung" oder „Besprechung" bedeutet haben; wir wollen es annehmen. Was er ebenso gut und besser als ich

---

1) *Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen,* XXIV, 177 fg. (nach O. Schrader).

weiss, ist, dass die Gegenüberstellung von *ēl* und „Gott" ein ähnliches Beginnen ist, wie wenn ich, behufs Vergleichung Russland und Lippe-Detmold — nicht Russland und Deutschland — einander entgegenstellen wollte. *ēl* ist eine allen semitischen Sprachen gemeinsame und zwar ihre einzige Bezeichnung für den Gottesbegriff; daneben käme nur noch *Elôhîm* in Betracht, ein Wort, das z. B. im ersten Vers der Genesis steht und dort gewöhnlich mit „Gott" übersetzt wird. *Elôhîm* ist aber eine Mehrzahlbildung und bedeutet im eigentlichen Sinne „die Schrecknisse" und im abgeleiteten „die Dämonen"; also bleibt *ēl* (resp. *îl, ilu* u. s. w.), das einzige semitische Wort für Gott. Dagegen besitzen die indogermanischen Sprachen — ihren weit entwickelteren religiösen Instinkten entsprechend — eine ganze Reihe wurzelhaft verschiedener Namen für die Gottheit. O. Schrader zählt in seinem *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde* (1901) sieben auf; und mag auch die Unterscheidung in dem einen Fall zweifelhaft sein, fünf oder sechs grundverschiedene Worte bleiben als Minimum. Von diesen sind es namentlich zwei, welche im Indogermanentum eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie *ēl* auf dem semitischen Gebiete: einerseits *deiwos,* altnordisch *týr* — heute noch als *deus, dieu, dio, divine* u. s. w. ein lebendiger Bestandteil unserer Sprachen; andrerseits *bhaga,* persisch *bagha,* ebenfalls heute noch in allen slavischen Sprachen in der Form *bogŭ* lebendig. Es kommt aber dazu noch das oben erwähnte *ans, ós, áss* (vergl. „Asen"), das namentlich im Nordischen sehr gebräuchlich war und ebenfalls auf eine gemein-germanische Wurzel zurückgeht; dann das dem gräco-lateinischen Sprachkreis geläufigere *numen,* und noch andere weniger verbreitete Bezeichnungen. Und was bedeuten diese Worte, wenn man sie etymologisch zurückverfolgt? Hier sind wir besser daran als bei den semitischen Sprachen, bei denen die Wurzeln meistens unauffindbar bleiben; hier können wir in den meisten Fällen bestimmt antworten. *Deiwos* heisst „der Strahlende", „der Glänzende", „der Himmelsfürst". Ein stolzes Wort fürwahr, würdig eines Heldengeschlechtes! *Bhaga* legt den Nachdruck auf eine andere Seite des göttlichen Wesens und bedeutet „der gütig Spendende",

„der barmherzig Zuteilende". Bei germanisch *ansuz* ist die Ableitung allerdings zweifelhaft; meistens wird Zusammenhang mit indisch *ásu* angenommen, wonach die Vorstellung „Geist" zu Grunde läge und das würde den aus dem todten Körper entflohenen Geist bedeuten (Schrader a. a. O., S. 302); ebenso zulässig wäre aber die Ableitung aus indogermanisch *an* (vergl. griechisch *anemos,* lateinisch *animus*), was „wehen", „atmen" und daher „Seele" heisst; Kluge wiederum (*Etym. Wörterbuch,* 6. Aufl. S. 149) glaubt an die Zusammengehörigkeit mit *ansts* = Gnade. Auf alle Fälle liegt diesem Wort etwas Ahnungsvolles, in ein Jenseits Hinausweisendes zu Grunde. Diese unsere verbreitetsten indogermanischen Worte für die Gottheit knüpfen also an die strahlende Schönheit der Natur, an die siegende Güte des Herzens, an die Ahnung einer transscendenten Geisteswelt an, und jedes einzelne von ihnen kann getrost den Vergleich mit *el* aufnehmen, möge dieses „der Starke" oder „das Ziel" bedeuten, gleichviel. Das alles verschweigt aber Prof. Delitzsch und holt nur das jüngere, auf wenige Sprachen beschränkte Wort „Gott' heraus. Die Verbreitung des Wortes „Gott" im Germanischen als einziger Bezeichnung für die Gottheit, dazu die fast spurlose Vertilgung von *týr* und *áss,* die früher hier verbreitet gewesen waren, ist aber ein historisch nachweisbarer Gewaltakt des Christentums. Der gute Wulfila, der ja Mühe genug hatte (vergl. S. 626), die unseren Vorfahren völlig fremden Begriffe der semitosyrischen christlichen Kirche verständlich und plausibel zu machen und der als Arianer sein Bestes that, das rein menschliche Element im Christentum der unbegreiflichen Dreieinigkeitslehre gegenüber zu betonen, musste ausserdem bestrebt sein, den Unterschied zwischen dem neuen „Gott" und dem alten, in tausend Gestalten schimmernden „Göttlichen" vom ersten Augenblick an im Namen deutlich hervortreten zu lassen. Und darum holte er das Wort „Gott" heraus, als ein wenig gebrauchtes und infolgedessen wenig verfängliches, und prägte es zu der einzig gültigen Bezeichnung für den „Vater" um, zu dem Christus zu beten gelehrt hatte; wogegen der strahlende *týr* und der tief-

sinnige *áss* von nun an das spezifisch „Heidnische“ im Gottesbegriff verkörperten und darum nach und nach gänzlich entschwanden. Wo die Kultur schon feste Formen angenommen hatte (im Westen und Süden) und wo das Christentum erst später, bei gefestigteren politischen Zuständen durchdrang (im Osten), da blieben die alten indogermanischen Worte für „Gott“ — *Dieu* und *Bog* — in Geltung; in den Ländern germanischer Zunge dagegen gingen sie ein — der Sprache zu ewigem Verluste.

Man sieht, was es mit der Gegenüberstellung von „Gott“ und *ēl* für eine Bewandtnis hat. Als advokatische Kniffe, um nämlich eine schlechte Sache in den Augen unwissender Schöffen gut erscheinen zu lassen, könnte man derartige Überzeugungsmittel entschuldigen, der ernsten Wissenschaft aber sind sie kaum würdig, und dem vertrauensvollen Laien gegenüber sind sie unverantwortlich.[1])

In seinem *Babel und Bibel* thut Prof. Delitzsch meinen *Grundlagen* die Ehre an, sie zu citieren, und er meint, „das Märchen von den an religiösem Instinkt von jeher erstaunlich armen Semiten“ würde „an diesem einzigen Wort *ēl* zerschellen“. Der Gelehrte scheint durch die Lektüre meines Buches in eine babylonische Stimmung geraten zu sein: „Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an den Stein!“ Doch ganz so wehrlos wie junge Kinder lassen sich Wissenschaft und Wahrheit nicht zerschellen; und — mag ich auch ein schlechter Anwalt gewesen sein — was meiner Darstellung Wirkung verliehen hat, ist die Thatsache, dass Wahrheit überall durchschimmert und dass bei ihrem Anblick die Lüge von Jahrhunderten wie ein Alp vor dem Morgen verschwindet. Ich selber habe daran nicht das geringste Verdienst, ausser, dass ich es

1) (Nachtrag des Verlages.) Da Herr Professor Delitzsch in späteren Publikationen, anstatt obige Beweisführung als unstichhaltig nachzuweisen, es vorgezogen hat, Chamberlain von der Höhe seines Gelehrtentums aus zu verhöhnen, wird es für den Laien entscheidenden Wert besitzen, dass die erste lebende Autorität, Dr. Budge, der Leiter der assyrischen Abteilung des British Museum, seine vollkommene Übereinstimmung mit obiger Darlegung ausgesprochen und die Veröffentlichung dieses Urteils ausdrücklich gestattet hat. (Vergl. die Einleitung Lord Redesdale's zu der englischen Ausgabe der Grundlagen.)

verstanden habe, an den Quellen reinster, zuverlässigster Wissenschaft zu trinken, mit ängstlicher Vermeidung aller Halbgelehrsamkeit und aller Phantasterei. Um die religiöse Armut des Semiten (im Vergleich zum Indogermanen) darzuthun, habe ich mich ausschliesslich auf die anerkannt ersten Forscher berufen; selbst ein Robertson Smith, der alle mögliche Voreingenommenheit eines christlichen Theologen für die Semiten mitbringt, muss als ehrlicher Forscher gestehen, die reinen Semiten seien *„very defficient in religion in the ordinary sense of the word“*, sehr arm an Religion im gewöhnlichen Sinne des Wortes;[1]) ausserdem habe ich mit dem Blick eines freien, durch keinerlei theologische Voreingenommenheit beengten Mannes die Weltgeschichte und die Weltlitteratur befragt, habe die heiligen Bücher Indiens und die Geschichte unserer christlichen Kirchen studiert, dazu die Weltanschauung der grossen Denker; überall erhielt ich die selbe Antwort. Was ich darthue, war dem unbefangenen Gelehrten nicht unbekannt, uns Ungelehrten war es aber meistens neu. Heute ist es uns unverlierbar. Und ist die Kunde erst bis in das Herz jedes germanisch fühlenden Menschen gedrungen, so wird das die endgültige Befreiung aus der flügellähmenden Knechtschaft der priesterlichen, syrosemitischen Religion sein, damit zugleich die Erlösung von dem engen, materialistischen Monotheismus zu unserem eigenen, von je auf je besessenen, doch gewaltsam unterdrückten und im Interesse unserer Leviten verfolgten Gottesbegriff.

Hierüber eine letzte Ausführung. Denn nun gilt es das Alte Testament gegen Delitzsch in Schutz zu nehmen und zu zeigen, dass die Vorsehung uns in der Bibel selbst die Waffe geliefert hat, um jene religiöse Emanzipierung zu erkämpfen, von der ich anfangs sprach. Jetzt erst werden wir die wahre Bedeutung der babylonischen Forschungen für unser religiöses Leben erkennen.

Wenn auch Delitzsch hier und da mit Begeisterung von dem Alten Testament spricht, im Grunde genommen wird es durch seine Ausführungen hinfürder überflüssig, denn auf dem Wege,

---

1) *Lectures on the religion of the Semites*, 1894, S. 47.

auf den er — und mit ihm manche „freisinnige“ Theologen und neuere jüdische Apologeten — uns hinauslocken möchte, löst sich das Christentum in eine Art Ur-Mohammedanismus auf. Was brauchen wir uns mit der verwickelten und oft schwer verständlichen israelitischen Geschichtslegende abzugeben, wenn schon der würdige Hammurabi und seine Leute, 2500 Jahre vor Christo, an den einen Jahve glaubten, wogegen lange nach ihm — wie die Bibel an fünfzig Stellen bezeugt — Abraham und seine Nachkommen den *ēl-shaddaj,* den *ēl-eljon,* den *ēl-olam,* den *ēl-ro'i* und allerhand andere Lokalgötter verehrten? Delitzsch behauptet: „was die weltgeschichtliche Bedeutung der Bibel ausmacht, ist der Monotheismus“. Nun giebt er sich aber alle erdenkliche Mühe, nachzuweisen, dieser Monotheismus sei „ein uraltes Erbteil“ der nichtisraelitischen Semiten; somit entschwindet heute diese Bedeutung der Bibel, die ja nur eine mittelbare war, fussend auf unserer bisherigen Unkenntnis des wirklichen Zusammenhanges. Ich glaube aber, hier liegt wieder ein ungeheurer Urteilsfehler vor. Dass die Bibel den Glauben an den einen Jahve lehrte (das heisst in ihrer späteren Umarbeitung lehrte), hat nur für die Juden Bedeutung gehabt, indem diese dadurch erhielten, was später Mohammed — in weit grossartigerer Auffassung — den Arabern gab. Wir dagegen haben sofort — gleich im ersten christlichen Jahrhundert — diesen israelitischen Gott entfernt und die Trinität an seine Stelle gesetzt.[1]) Nicht also dieser priesterliche, abstrakt-materialistische Monotheismus, von dem wir jetzt ganz genau wissen, dass er sehr spät und zwar in unmittelbarer Fühlung mit der hierarchischen und antistaatlichen Partei in Babylon entstand,[2]) nicht er

---

1) In seinem neuen Werke *Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten,* 1902, macht Adolf Harnack darauf aufmerksam: erstens, dass „das Christentums, wie es verkündigt wurde, Monotheismus schlechthin“ nicht genannt werden kann (S. 18), zweitens, dass im römischen Reich schon vor dem Beginne der christlichen Predigt „im Grunde die ganze Denkweise monotheistisch war“ (S. 23). Weder haben wir das Alte Testament nötig gehabt, um Monotheisten zu werden, noch hat das Alte Testament es vermocht, uns den Monotheismus im unverfälscht semitischen Sinne aufzudrängen. Es geht doch nicht an, einer *fable convenue* zuliebe geschichtliche Thatsachen hartnäckig zu leugnen.

2) Man vergl. jetzt namentlich das soeben erschienene (oben S. 70) ge-

macht die Bedeutung des Alten Testaments für uns aus, — im Gegenteil, das ist seine Beschränkung und sein Makel, der fortdauernd Böses zeugt; vielmehr liegt der unvergleichliche Zauber dieses Buches in dem begründet, was Goethe ausspricht: „Diese Schriften stehen so glücklich beisammen, dass aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt“.[1]) Es ist das Werk als Werk — nicht, was es *lehrt,* sondern was es *ist* —, was unvergänglichen Wert besitzt. Dieses Werk ist eines der grössten Kunstwerke, das die Menschheit hervorgebracht hat. Mag man nun mit den schlicht-frommen Menschen sich ein solches Wunder einfach als „Gottes Werk“ deuten, oder mag man den tausend historischen Fäden nachspüren, die hier zusammenlaufen: das bleibt sich ziemlich gleich; „erklärt“ wird es weder durch die eine noch durch die andere Auffassung; und zwar ebensowenig erklärt wie alle die übrigen Wunder, von denen umringt wir leben. Entscheidend ist einzig, dass man sich bewusst sei, hier ein in seiner Art Unvergleichliches zu besitzen, und dass man nicht in den priesterlichen Fehler verfalle, über dem blassen und einengenden Gedanken, den spätere Generationen ihren Theorieen, beziehungsweise ihren Machtgelüsten zuliebe mühsam herausklaubten, das unausdenkbare Leben zu übersehen, das in dämonisch-genialer Naivetät und ungebrochener Kraft dem Werk entströmt. Wie Goethe richtig sagt, die „fremdesten Elemente“ sind hier beisammen. Der eigentliche „Jude“ ist kaum dem Blute nach verwandt mit den Israeliten im Norden, denen wir in

---

nannte Buch von E. Schrader, 1. Hälfte von H. Winckler neu bearbeitet, S. 281 fg. Jedem, der es ernst meint, mit der Ergründung der Beziehungen zwischen Juda und Babylon und überhaupt mit der Aufklärung in Bezug auf die wirkliche Geschichte Israels und Judas, sei dieses Werk als das unentbehrlichste und grundlegende warm empfohlen; es ist ein wahres Denkmal deutscher Wissenschaftlichkeit, Unermüdlichkeit, Scharfsinnigkeit und Freiheit — sowohl in dem (historischen und geographischen) von Winckler, wie in dem von Zimmern bearbeiteten, die Religion und die Sprache betreffenden Teil. Hier findet man alle wünschenswerten Angaben über weitere Litteratur. Es hat mich namentlich gefreut, bestätigt zu finden, was ich S. 421 fg. (besonders 426 fg) ausgeführt hatte: dass nämlich die Entstehung des eigentlichen Judentums ohne die Losreissung vom Heimatboden nie hätte stattfinden können; die Vaterlandslosigkeit ist die Voraussetzung für eine solche abnorme Ausgeburt priesterlicher Willkür.

[1]) Vergl. *Grundlagen* S. 454.

der Hauptsache die Genesis verdanken; manche der am häufigsten als Belege für die Erhabenheit jüdischer Religion citierten Propheten — z. B. Amos, Hosea — haben mit Judäa garnichts zu thun, und was die anderen anbelangt — einen Jesaia, einen Jeremia — so muss immer wieder daran erinnert werden, dass das eigentliche Judenthum nach den Propheten und gegen die Propheten gegründet wurde. Sie zu Ehren des Judenthums anführen, ist ungefähr dasselbe, als wollte ein Kanzelredner heute über Ernst Haeckel's *Welträthsel* predigen. Das aber gerade — dass das Alte Testament so reich und überreich an fremdesten Elementen ist — macht, dass es ist, was es ist. Wobei auch die eigenartige Zusammenwerfung von Rassen, aus denen Israeliten und Juden hervorgingen, nicht übersehen werden darf. Vieles in der Geschichte dieser beiden Völker ist eine beständige Empörung gegen den Semitismus, und zwar gilt dies namentlich für die Glanzzeit[1]; und siegte auch dieser zuletzt — dank der Zerstörung Israel's und der babylonischen Unterstützung Juda's — so blieb doch in den heiligen Schriften dieser untergegangenen Völker alles durcheinander aufgespeichert. Die Männer, die nach der babylonischen Gefangenschaft das Judenthum gründeten, haben alles gethan, was menschenmöglich war, um die Bibel zu verderben und unverständlich zu machen; doch die Geschichte hatte hier Göttliches gewoben, und dieses Göttliche schimmert noch immer durch. Wie der semitische Monotheismus auf das ganze geistige Leben eines Volkes verödend, es völlig auslöschend, wirkt, das ersehen wir aus der weiteren Geschichte Judäa's, — wie wir es später wieder einmal im Mohammedanismus erlebten; in letzterem Falle noch vollständiger, weil hier ein reinerer Semitismus gestaltet, wogegen der

---

1) Ein unverfänglicher Zeuge, der rühmlichst bekannte jüdische Orientalist James Darmesteter, bezeugt in seinem Sammelwerke *Les prophètes d'Israel*, 1892, S. 270: „*Le judaïsme* (und hierunter versteht er das Prophetentum, was eine ebenso beliebte wie willkürliche Deutung ist) *est né dans un milieu sémitique, mais il est la réaction la plus absolue qu'il soit possible d'imaginer contre la religion les moeurs, les traditions qui régnaient dans ce milieu*"; letztere haben bald gegen diese „Reaktion" gesiegt und sie für immer unterdrückt.

Jude zum grösseren Teil Syrier ist und auch amoritisches Blut in den Adern hat. Vor allem aber: was den Juden davor bewahrte, bis auf das Niveau des Mohammedanismus hinabzusinken, war, dass er seine Thora hatte, seine Thora voller nichtjüdischer Erinnerungen und nicht-monotheistischer Vorstellungen. Sie konnte man der neuen Hierarchie in Jerusalem zuliebe biegen und brechen und verstümmeln und interpolieren und verfälschen, so viel man wollte, das Wahre lässt sich nicht ganz ausrotten, — es „zerschellt" weder an *ēl* noch an Jahve.

Für uns liegt der unvergängliche Wert des Alten Testaments darin, dass es sowohl gegen den Neomohammedanismus des Professor Delitzsch zeugt, wie gegen die Dogmen der Synagoge, die ins Christentum eindrangen und unsere Religion vom ersten Tage an vergifteten. Wir können nicht neue „heilige Bücher" erfinden; das Buch aber, in dem unsere Altvordern gläubig nach Wahrheit suchten, dieses selbe Buch soll uns neue Wahrheit verkünden. In der Religion wie in der Politik muss man Opportunist sein. Noch nie wurde ein lebensfähiges Neues durch Zerstörung eines Alten erzielt, sondern immer nur durch seine Umgestaltung. Und den wahren Wert der vergleichenden babylonisch-biblischen Forschungen, abgesehen von dem wissenschaftlich-historischen — ich rede in diesem Augenblick nur von dem Wert für die Religion — haben wir darin zu erblicken, dass sie nach und nach uns lehren, das Alte Testament richtiger und besser und freier zu lesen. Dadurch wird ein Neues, eine wahre Erlösung der Religion vorbereitet. Unser Auge wird geöffnet, der Horizont erweitert sich. Weit entfernt, dass dieses grossartige Buch dadurch verlieren könnte, wird es — dessen bin ich überzeugt — gewinnen. Dieses einzige Kunstwerk hat nichts von Vergleichen zu fürchten; nie werden wir seinesgleichen finden; die Natur bringt ein solches nicht zweimal hervor. Die Bibel selbst aber lernen wir jetzt erst richtig verstehen. Auch hier wieder kann uns Professor Delitzsch zu einer klaren Erkenntnis verhelfen, denn auch hier hat er es verstanden, mit mathematischer Genauigkeit das Gegenteil von dem zu sagen, was zu sagen war. Er meint nämlich (S. 44), indem die For-

schung uns zeige, dass manches in der Bibel auf fremde Einflüsse zurückzuführen sei, würden wir dazu gelangen, die „rein menschlichen Vorstellungen auszuscheiden“, und dadurch werde „die wahre Religion . . . nur um so wahrer“ werden. Ein schönes Programm: das Reinmenschliche aus der Religion ausscheiden! Das ist ja die ganz genaue Wiederholung des Programms, mit dem Hesekiel, Esra und die ganze Schar fanatisierter Pfaffen und Zeloten ans Werk ging. Was sie begonnen und so traurig weit geführt haben, das sollen wir jetzt noch vollenden, und die „rein menschlichen Vorstellungen“, die in dem Alten Testament wie durch ein Wunder erhalten sind, ausscheiden? Man sieht, wie Recht ich mit der Behauptung hatte, dass man uns auf diesem Wege schnurstracks zum Mohammedanismus in neuer Auflage führen will. Wir aber wollen es genau umgekehrt machen. Dass die Religion, an der die unsere — und sei es noch so äusserlich — anknüpft, eine historisch „gewordene“ ist, bringt sie uns näher; der jüdische Priesterhochmut mag unter dieser Aufdeckung der Wahrheit leiden, nicht aber der Wert der israelitischen Bücher; und die Entdeckung, dass es so viel Reinmenschliches im Alten Testament giebt, so viel mehr, als wir je vermutet hatten, so ganz anders Gestaltetes und zu Deutendes, als die Blindheit von Jahrhunderten uns hatte ahnen lassen — das macht uns das Buch hundertmal teurer, als es je zuvor uns war. Vers für Vers und Kapitel für Kapitel haben jene schauderhaften priesterlichen Redaktoren, und nach den Redaktoren die jüdischen Schriftausleger, und nach diesen die Generationen unserer christlichen Theologen das Alte Testament unzugänglich gemacht, verunstaltet, in sein Gegenteil verkehrt. Jetzt kam die babylonische Forschung, an der Professor Delitzsch — denn wir wollen ihm, was ihm zukommt, nicht vorenthalten — so glänzenden Anteil hat, und durch sie fallen uns die Schuppen von den Augen und wir lernen einsehen, dass dieses Buch noch weit mehr „fremdeste Elemente“ enthält, als selbst Goethe es sich träumen liess, darunter viel „Reinmenschliches“ und „Unsemitisches“.

Ich möchte dem Leser ein einziges Beispiel geben, denn es

handelt sich um gar wichtige Dinge, und wir dürfen auf einige Seiten Papier mehr oder weniger nicht sehen.

Ich mache meine Bibel auf und lese als ersten Vers des ersten Kapitels: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Nun weiss natürlich jeder sprachlich gebildete Theologe seit jeher, dass kein einziges Wort von dem allen im Text steht. Es steht nicht „im Anfang“, es steht nicht „schuf“, es steht nicht „Gott“, est steht nicht (wenigstens nicht in unserem Sinne) „Himmel und Erde“. Welcher Laie ahnt das aber? Man darf sagen, kein Dogma steht fester im Hirne jedes Gläubigen als das der Erschaffung der Welt aus Nichts, der sog. *creatio ex nihilo.* In mehreren Flugschriften, die gegen Delitzsch's *Babel und Bibel* von streng kirchlicher Seite erschienen sind, finde ich hervorgehoben, wie gross der Unterschied sei zwischen dem babylonischen Mythos, wo Gott aus dem Urmeer das obere Wasser (die Atmosphäre) und das Land ausscheidet, und dem Bericht des Alten Testaments, wo „der Schöpfergott, streng monotheistisch gedacht, durch sein Allmachtswort Himmel und Erde ins Dasein ruft“ u. s. w. „Das“ schreibt der eine Verfasser, „sagt uns das erste Blatt der Bibel.“ [1]) Ja, uns sagt es das; doch nur, weil die Exegetik der jüdischen Priester — dieser unvergleichlichsten Textverdreher, die es je gab — es so gewollt hat, nur, weil das enge, völlig materialistische, zu keiner Spekulation fähige semitische Hirn es sich so dachte und sich einbildete, mit dem augenfälligen Widersinn einer Entstehung der Materie aus Nichts etwas gesagt, ja die Existenz der Welt „erklärt“ zu haben; und nur weil die christlichen Doktoren diese Interpretation als eine geheiligte überkamen und weiter darauf bauten. Gerade hier aber, in der üblichen Deutung dieser ersten Worte der Genesis, wurzelt jene Thatsache, die Renan zu gestehen zwingt: „semitischer Monotheismus ist der geborene Gegner aller echten Wissenschaft“, und die Kant erklären lässt: „Ihr müsst zwischen Jahve, dem *deus ex machina,* und Gott, dem *deus ex anima,* wählen, für beide ist nebeneinander nicht Platz“;

---

1) Professor Dr. S. Oettli: *Der Kampf um Bibel und Babel,* S. 9 u. 17.

hier wurzelt also der nie beizulegende Widerstreit zwischen unserer Religion und unserer Weltanschauung. Und doch mit Unrecht; denn der Text dieses Buches, das wir gewohnt sind, ein „heiliges“ zu nennen, sagt das nicht und weiss nichts von der semitischen Erfindung einer *creatio ex nihilo.* Und da frage ich einen frommen Buchstabengläubigen — ich selber bin keiner, ich verehre aber, die es sind, und traue ihnen keine lügenhafte Sophistik in ihrer Beantwortung zu — ich frage: soll ich voraussetzen, dass der Heilige Geist nicht gewusst hat, was er sagen wollte? und dass jüdische Schriftdeuter aus der nachexilischen Zeit es besser verstanden haben? so dass ich diesen mehr glauben soll als Jenen?

Was steht nun in Wirklichkeit geschrieben? Es ist nicht ganz leicht, es genau wiederzugeben, weil der unterschiedene Geist der Sprachen dies fast unmöglich macht; man kann aber leicht bestimmen, was n i c h t gesagt ist.

Zunächst steht nicht „im Anfang“; man kann sich in jedem ausführlichen wissenschaftlichen Kommentar davon überzeugen. Was wir „im Anfang“ nennen, also als Bezeichnung eines Uranfänglichen, wird hebräisch durch ein ganz anderes Wort ausgedrückt. Das Wort *berešîth* bedeutet „in der Anfangszeit“, „damals als“, „zuerst“; es wäre z. B. in einem Märchen anwendbar, wenn von Grossvater und Grossmutter die Rede ist. Es setzt geradezu eine vorangehende Zeit voraus. — Das zweite Wort, *barâ,* hat niemals den Sinn „schaffen“ getragen. Es heisst (in den verschiedenen anderen semitischen Sprachen ebenso wie im Hebräischen) „auseinanderlegen“, „auswickeln“, „ausscheiden“, „loslösen“; so z. B. wenn man einen chemischen Stoff in seine elementaren Bestandteile „zerlegt“. Nirgendwo fand ich ein einzelnes Wort, das den Sinn genau wiedergegeben hätte, und kein Gelehrter konnte mir dazu verhelfen; doch das Gesagte genügt zu einer annähernd präzisen Vorstellung vom Begriffskreis des Wortes *barâ* und zeigt, dass gerade so wie *berešîth* eine vorhandene Zeit, *barâ* ein vorhandenes Etwas voraussetzt. — Das dritte Wort ist nicht Gott, weder als *ēl* noch als Jahve, sondern eine Mehrzahlbildung von häufiger Anwendung und ganz zweifel-

loser Bedeutung: *elôhîm,* die Dämonen. Dass die späteren Juden gemeint haben, überall, wo in ihrer Heiligen Schrift „die Dämonen“ stehe, müsse Gott verstanden werden, ist anerkennenswert; es ist aber unverantwortlich, dass wir Ungelehrte nie im Leben erfahren, im ersten Vers der Bibel stehe nicht „Gott“ — der monotheistische Gedanke — sondern „die Dämonen“ (im eigentlichen Sinne „die Schrecknisse“). — „Himmel und Erde“ ist insofern auch durchaus falsch übersetzt, als wir uns unter „Erde“ unseren Planeten denken, wogegen das hebräische *erez* das „Land“ heisst, das feste, trockene Erdreich im Gegensatz zum Wasser und zur Atmosphäre; und *šamâyîm* bedeutet nicht „Himmel“ im Sinne des Sternenhimmels (die folgenden Verse würden ja allein genügen, dies darzuthun), sondern das als eine Art Kuppel auf die Erde aufgesetzt gedachte „Luftreich“.[1]) — Und noch einen letzten Fehler weist unsere Übersetzung auf, einen zwar kleinen, doch nicht geringfügigen: wir setzen nämlich nach den Worten „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ einen Punkt, als wäre der Satz fertig, als wäre die erste und wichtigste Schöpfungsthat vollendet, obwohl das ganze Folgende uns hätte zeigen sollen, welche Gewalt dem Sinne hierdurch geschieht. In Wirklichkeit ist dieser Satz nur gleichsam ein Titel, eine Vorverkündigung dessen, wovon im Folgenden die Rede sein soll, wie wir das auch sonst in naiven Erzählungen häufig finden. Also etwa: „Als zu Beginn die Dämonen das Erdreich und das Luftreich ausschieden“ (nämlich aus dem „Urmeer“ ausschieden, wie gleich darauf erklärt wird) . . . da geschah folgendes; und nun setzt die Erzählung ein und meldet, wie zunächst die Finsternis, die auf dem „Urmeer“ oder Chaos lag — also auf dem schon vorhandenen, nur noch nicht auseinandergewickelten Stoff — durch Licht aufgehellt wurde, und sodann jene angekündigte Ausscheidung der „Feste“ zwischen den oberen und unteren Wassern (nämlich des Luftreiches), und sodann der zweiten Feste (nämlich des trockenen Erdreiches) —

1) Ähnlich heisst es in der *Völuspâ,* dem ersten Liede der älteren Edda, es habe einst ein Zeitalter gegeben, wo:

Nicht Erde fand sich noch Ü b e r h i m m e l.

beides aus dem Urwasser, in welchem sie schon enthalten gewesen waren — durch Zerlegen und Auseinanderbreiten stattfand.

Das ist der wirkliche und genaue Sinn des ersten Verses der Genesis. Warum soll ich ihn den Rabbinern und den alten ignoranten Kirchenvätern zuliebe Wort für Wort zu etwas Anderem umdeuten? Dass wir aber jetzt im Stande sind und nach und noch immer vollständiger in den Stand gesetzt werden, das Alte Testament richtig zu verstehen, es rein menschlich und nicht mehr bloss als künstlich-hierarchische Geschichtskonstruktion zu Ehren des Jahvevölkchens aufzufassen, das verdanken wir in erster Reihe den Arbeiten der Geschichts- und Sprachforscher. Das Alte Testament steckt voller Mythen; fast jedes Wort der ersten Verse der Genesis deutet auf eine mythische Vorstellung; das Meiste lernen wir aber jetzt erst verstehen; denn der Jude selber hatte gar kein Interesse für das Mythische und Metaphysische (siehe *Grundlagen* S. 398 fg.), so dass diese Dinge gleichsam gegen seinen Willen und ohne sein Wissen hineingekommen sind. Es ist alles fremdes Gut. Und doch ist es wahrscheinlich, dass wir die Schöpfungserzählung, die Sintflutgeschichte und andere Mythen hier in reinerer Gestalt vorfinden als in den bisher bekannten babylonischen Fragmenten, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Alles spricht nämlich dafür, dass die Überlieferung, die hier zu Grunde liegt, eine uralte ist, die Israel (nicht Juda!) in Kanaan kennen lernte, ausserdem mögen wohl einige Züge aus einer frühesten Berührung der Hebräer mit Babylonien herdatieren, also aus der Zeit Hammurabi's;[1]) was wir dagegen aus Babylonien besitzen — so z. B. die vielgenannte Sintfluterzählung, auf die auch Delitzsch sich beruft (und die er S. 31 abbildet) — datiert erst von Assurbanipal (Sardanapal), circa um 650 vor Christo, ist also nur wenige Jahre älter als die babylonische Gefangenschaft, und vielleicht 2000 Jahre oder mehr jünger als die Überlieferung,

---

[1]) Vergl. namentlich Gunkel: *Genesis übersetzt und erklärt,* 1901, S. XLI und 118.

die — wenn auch noch so verunstaltet — im Alten Testament aufbewahrt ist. Das darf man beim Vergleich ja nicht übersehen, denn nicht zum geringsten Teil wird darin die grössere Schlichtheit und Reinheit der biblischen Züge begründet liegen. Wir dürfen nämlich bestimmt hoffen, je weiter wir zurückgehen, um so näher jenem nicht-semitischen Ursprung aller uns als „babylonisch" überlieferten Mythen zu treten, und nichts ist so geeignet als das Alte Testament — jetzt, wo wir es verstehen lernen —, uns diesem Ziele entgegenzuführen. Denn die Thatsache, dass die jüdischen Priester für das Mythische nicht das geringste Verständnis besassen, macht, dass sie es zwar vielfach verstümmelten und möglichst ausschieden, die uralten Volkstraditionen aber nicht um- und ausbauten, wie das die gelehrte babylonische Hierarchie im Laufe ihrer vieltausendjährigen Herrschaft gewiss that, — und letzteres ist es, was bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, wogegen wir in Genesis I und II fast Wort für Wort auf uralte Vorstellungen nichtsemitischer Völker zurückgeführt werden.

Goethe warnt uns: „einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrtum", und dazu kommt in diesem Falle der Umstand hinzu, dass — abgesehen von dem enormen Prozentsatz an Rassenjuden — ein grosser Teil unserer Semitisten und Assyriologen und wohl alle unsere wissenschaftlichen Bibelforscher Theologen sind; man weiss ja, wie schwer es ist, die Tonsur völlig zuwachsen zu lassen, als wäre sie nie gewesen; selbst bei unseren freisinnigsten Exegeten trifft man Schritt für Schritt auf priesterliche Anschauungen und Voraussetzungen. Doch Tag muss es werden; gerade die Liebe und die hohe Wertschätzung der Bibel, die wir geerbt und mit der Muttermilch eingesogen haben, wird uns veranlassen, mit Begeisterung die Offenbarung der völlig neuen Bedeutung des Alten Testaments aufzufassen, und dadurch wird von heute auf morgen eine grosse Umwälzung stattfinden: eine Befreiung vom jüdischen Priestergesetz und seinem sterilen, Wissenschaft und Philosophie lahmlegenden Gottesbegriff durch die Bibel. Zwar werden wir nach wie vor uns hüten, mit Delitzsch im Alten Testament die

Grundlagen unserer Weltanschauung zu suchen; doch wird kein vernünftig denkender Mensch es unterschätzen, wenn die Aussicht sich eröffnet, für die Religion unserer Väter eine neue, weitherzigere, naturverwandte Grundlage zu gewinnen, eine Grundlage, die es uns endlich gestattet, zu einer wirklich harmonischen Weltanschauung zu gelangen, in der Wissen und Glauben eine Einheit bilden.

Ich habe in meinen *Grundlagen* die Religion der Juden als einen abstrakten Materialismus und ihren Jahve als einen ins Gedankliche übertragenen Götzen nachgewiesen.[1]) Manche gläubige Seele hat daran Anstoss genommen. Doch nun kommt ein römisch-katholischer Priester, der Abbé Hébert, Professor der Philosophie und bis vor Kurzem Direktor des Collège Fénelon in Paris, und schreibt einen Aufsatz, betitelt *„La dernière Idole"*, der letzte Götze;[2]) und wer ist dieser Götze? Jahve. Diese Erkenntnis nimmt sich sogar viel härter bei dem Geistlichen aus als bei mir Weltkind; denn er tritt nicht von aussen, nicht vom weltgeschichtlichen Standpunkt heran, und kann also nicht entwirren, dass dieser uns aufgezwungene semitische Monotheismus ein unserem Geiste völlig Fremdes ist, sondern er geht von innen, von der christlichen Kirchenlehre aus und weist mit unerbittlicher Logik nach, dass der Gott, der hier gelehrt wird, „ein anthropomorphischer Götze" ist. Und wenn der gelehrte Abbé verlangt, dass wir fortan — statt dieses unerträglich engen Gottesbegriffes — „d a s Göttliche" *(le Divin au lieu de Dieu)* lehren, so ist hier wiederum sein Horizont leider kirchlich eingeengt, was ihn als einen revolutionären Zerstörer erscheinen lässt, wogegen ein allgemein-geschichtlicher Überblick, wie ich ihn in diesem Buche versucht habe, ihm gezeigt hätte, dass das, was er will, nicht eine spitzfindige Unterscheidung zwischen *Dieu* und *le Divin* ist, sondern einfach unser arischer Monotheismus im Gegensatz zum semitischen und besonders zum jüdischen Monotheismus.

---

1) Siehe S. 230 fg., 243 und den Exkurs S. 391 fg.; vergl. auch S. 931.

2) Revue *de Métaphysique et de Morale, Juillet 1902.*

Der Leser dieses Buches weiss, dass wir zwischen einem Monotheismus aus Reichtum des Gemütes und einem Monotheismus aus Armut des Gemütes zu unterscheiden haben. Oberflächlich betrachtet, sehen die zwei Dinge ähnlich aus, sie sind aber gänzlich verschieden. Die erhabenste Verkörperung des ersteren war bisher die Vorstellung des Brahman, die reinste Verkörperung des letzteren der Allah des Mohammed. Niemand wird Mohammed und seinem Gottesbegriff Grösse absprechen; Jeder, der ein wenig die Geschichte Arabiens studiert, wird gestehen müssen, dass der Prophet durch ein Wunder der Willensgewalt diesen unverbesserlichen Götzen- und Fetischanbetern jenes Minimum an reiner Religiosität geschenkt hat, das sie fähig waren aufzunehmen. Der Semit hat eben wenig Unterscheidungsgabe, er fliegt immer aus einem Extrem ins andere; ist Gott nicht eine mathematische Eins, eine an einem bestimmten Ort lokalisierte Person („zu Salem ist sein Gezelt und seine Wohnung zu Zion“), so sind gleich wieder die Dämonen da, die *Elôhîm.* Wogegen man mit Bestimmtheit behaupten kann, dass es zu allen Zeiten die Neigung — oder wenn man will, der Instinkt — aller Indogermanen war, die reiche Welt des überall und in den verschiedensten Formen empfundenen Göttlichen auf ein Einheitliches zurückzuführen und als ein Einziges aufzufassen. Hier liegt aber ein so viel feineres Gedankengewebe zu Grunde als im semitischen Hirn, dass der Eine Gott nur aus den vielen Göttern — das heisst also organisch — aufgebaut werden kann, wogegen jene Reduzierung aller Götter auf einen einzigen Gott durch Ausscheidung der übrigen, wie sie im Alten Testament und bei Mohammed durchgeführt wird, für dieses höhere Denken gar keinen Sinn besitzt, da — wie unser Kant uns viel später lehrte, wonach wir aber von jeher gedacht und empfunden haben — Zahlen nur auf sinnliche, nicht auf übersinliche Dinge gehen, und auch die Einheit nicht „zum Maasse“ Gottes genommen werden kann.[1]). In der bekannten Allegorie des *Timäos* lässt Plato alle Götter im „Vater“ (πατήρ) als Einheit aufgehen

1) Vergl. Brief an Johann Schultz vom 25. Nov. 1788.

(37 C); das ist der „Allvater“ der Germanen und mag als Hilfsvorstellung für das, was hier gemeint ist, dienen. Es ist das Eine Göttliche, das sich im Kosmos in tausenderlei Gestalten offenbart — nicht der Gott, der politische Voraussagen Propheten ins Ohr flüstert; es ist das Göttliche, dessen Gerechtigkeit in der Ewigkeit seiner Naturgesetze eingeschlossen liegt — nicht der historisch thätige Gott, der dem einen Volk schenkt, was das andere erarbeitet hat; es ist der unerforschbare Gott, von dem man ausschliesslich in Gleichnissen reden kann — nicht der Gott, den es verboten ist „in irgend einem Gleichnis“ zu verehren. Der semitische *ēl,* der Jahve der Juden, ist der Gott von phantasiearmen Naturblinden, wir dagegen sind naturtrunkene Schöpfer, und um uns von der Alleinheit des Göttlichen zu überzeugen, müssen unsere Augen und unser Sinn es auf allen Wegen, die sich vor uns aufthun, suchen, es in allen Gestalten erfassen und es denkend und bildend verherrlichen. Der semitische Monotheismus ist die Lehre von der Einzelhaftigkeit Gottes; der indogermanische Monotheismus ist die Lehre von der erst aus der Mannigfaltigkeit sich ergebenden Einheit, von dem Eingeschlossensein des Alls und aller Zeitenfolgen in dem raum- und zeitlosen *actus purus* der Gottheit (wie Duns Scotus sich ausdrückt), die Lehre von der *unitas ineffabilis.*

Wie man sieht, der katholische Priester und der protestantische Laie — wir suchen beide das selbe: Befreiung aus dem religiösen Semitismus, Erlösung zu unserer eigenen Religion. Doch hat mich mein würdiger Mitstreiter in einem Punkte nicht befriedigt: er spricht von Gott und nennt Christus nicht. *Magis nobis manifestatur de Deo quid non est quam quid est,* klarer ist es uns, was Gott nicht ist, als was er ist — diese Worte des Thomas von Aquin citiert Hébert; ja, wenn nicht Christus gewesen wäre! Auch hier aber findet jenes „Umspinnen der Flüglein“ statt, von dem Goethe uns sprach und das wir dann in Delitzsch's *Babel und Bibel* so genau kennen lernten. Christus wird uns ganz sachte geraubt. Nachdem Hammurabi uns den allein seligmachenden semitischen Mono-

theismus gelehrt hat, kommen die „gewaltigen Männer", die Propheten, und die „gottbegnadeten Sänger", die Psalmisten, und sie „leiten über zu Jesu Predigt" — so versichert uns Delitzsch, den ich nur darum noch ein letztes Mal citiere, weil seine Broschüre vor mir liegt. Auch Mohammed spricht ähnlich von Christus; er ist ihm ein Prophet unter Propheten (siehe z. B. die 42. Sure des *Koran).* Das ist aber ebenso falsch wie semitisch gedacht. Denn erstens war Christus kein Jude; das lässt sich ohne jede Möglichkeit einer Gegenrede historisch nachweisen, und wer den historischen Standpunkt nicht anerkennt und die Geschlechtstafeln aus Matthäus und Lukas für authentisch hält, kommt auch nicht weiter, da diese auf Joseph führen, der ja für den Gläubigen nicht der Vater Christi ist. Zweitens aber, die ganze Bedeutung Christi liegt darin, dass in ihm das Göttliche Mensch wurde; und zu Gott können nicht Menschen „hinüberleiten", am allerwenigsten solche sehr menschliche Menschen wie David und die Propheten. Christus steht ausserhalb aller Geschichte, weil Gott ausserhalb aller Zeit steht. Es ist eine Blasphemie, ihn mit gekrönten Ehebrechern und Mördern und mit jenen politischen und priesterlichen Agitatoren auf eine Linie zu stellen, über die wir aus den babylonischen Forschungen so Eingehendes und Aufklärendes zu erfahren beginnen.[1]) Und was die angebliche „unlösbare Verknüpfung" des Neuen mit dem Alten Testament anbelangt, so verweise ich auf Paul de Lagarde, den Delitzsch so erfolgreich als phantasievollen Philologen sich nutzbar gemacht hat, der aber in einer ernsteren Stunde, nämlich in seinem herrlichen Aufsatz *Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion, ein Versuch Nicht-Theologen zu orientieren,* diese geschichtliche Auffassung kurzweg als „Fetischismus" bezeichnet. Also neben dem Götzen den Fetisch!

Findet nun dort — beim Alten Testament — die Befreiung aus dem Semitismus dadurch statt, dass wir immer mehr

---

1) Vergl. Winckler am zuletzt angeführten Ort S. 171 fg. und *Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens,* 1901, S. 17 fg.

geschichtlich aufgeklärt werden und in Folge dessen jenes Buch immer grösser und freier und reinmenschlicher aufzufassen lernen; so befreien wir uns hier — beim Neuen Testament — indem wir die historische Verknüpfung auf das verschwindend geringfügige Maass ihres wahren Wertes herabsetzen und die ganze Bedeutung des Evangeliums einzig in der Erscheinung des Göttlichen auf Erden erkennen lernen. „Alle das Gewissen belästigenden Religionssätze kommen uns von der Geschichte", sagt Kant;[1]) nicht das mythische Dogma drückt wie ein totes Gewicht, im Gegenteil, es wiegt federleicht, — sondern das historische Dogma ist es, welches wahre Religion zerstört. „Geschichtliche Religion" ist eine *contradictio in adjecto.*

Christus ist Gott: schon dieser Glaubenssatz der Kirchen sollte zeigen, dass für den jüdischen geschichtlichen Jahveglauben bei uns kein Platz ist. Doch wirklich verständlich und unmittelbar einleuchtend — reinmenschlich und unpriesterhaft — wird dieses Dogma erst werden, wenn wir gelernt haben, es umgekehrt zu fassen: Gott ist Christus. Denn von Gott giebt selbst ein Thomas von Aquin zu, wir wüssten nicht *quid est;* sage ich also „Christus ist Gott", so habe ich in Wirklichkeit wenig gesagt, denn ich habe das Bekannte durch Unbekanntes erläutern wollen. *„Il est bien plus difficile de parler de Dieu que de l'homme",* sagt Friedrich der Grosse. Wir besitzen kein Organ, um Transscendentes zu erfassen; das Menschliche dagegen, das können wir uns aneignen. Nun ist aber Gott Mensch geworden; wir wissen also jetzt, *quid est.*[2]) Nur der Rationalist weiss es nicht; nur der im semitischen Wahngedanken an den Weltschöpfer Jahve Befangene quält sich unter tausend Widersprüchen und kann nie sein Denken und sein Glauben zur Übereinstimmung bringen — es sei denn durch Gewalt und innere Lüge. Der Germane aber, der aus jenem Alp erwachte, besitzt jetzt den Mythos und besitzt auch die Erfahrung: den Mythos von der Natur und dem göttlichen Weltbaumeister, die

---

1) Briefe 1, 325.
2) Vergl. Goethe's Ausspruch, angeführt S. 940, Anm. 1.

Erfahrung von Gott und dem Menschen;[1]) Gott als Mannigfaltigkeit und Gott als Einheit; mit anderen Worten, er besitzt das Zeitliche *sub specie aeternitatis* und das Ewige *sub specie occulorum;* beide reichen sich die Hand und bilden zusammen eine echte Religion, wie sie sein Herz begehrt und sein Geist erfordert.

Noch über einen vierten und letzten Punkt hatte ich versprochen, in diesem Vorwort einige erläuternde Bemerkungen zu bringen: nämlich über die Berechtigung einer Unterscheidung zwischen „römisch“ und „katholisch“. Hier kann ich mich sehr kurz fassen, denn ich habe vor einigen Monaten einen Aufsatz über das Thema „Katholische Universitäten“ veröffentlicht, in welchem ich die Berechtigung der betreffenden Unterscheidung eingehend darthat; ich kann also meine Leser darauf verweisen.[2]) Zwar betrifft der Aufsatz die Gegenwart und nicht, wie dieses Buch, die Vergangenheit, und er behandelt eigentlich nur die Frage des Unterrichtes und der Wissenschaft; doch die politische Frage wäre, dächt' ich, im Buche selbst genügend erörtert, und ausserdem ist die römische Kirche ein so einheitliches, unerbittlich logisches Gebilde, dass man nur die Augen aufzumachen braucht, um auf allen Gebieten ein und das selbe Wesen und Walten deutlich zu erkennen.

Nun haben mir aber hochachtbare Männer sowohl auf die Darstellung in diesem Buche, wie auch auf die Ausführungen in dem genannten Aufsatz entgegengehalten, die Unterscheidung zwischen „katholisch“ und „römisch“ sei völlig unzulässig, sie entbehre jedes thatsächlichen Bodens. Und da die Kritiker aus jenem Lager mich trotz meiner so unverhohlenen Gegnerschaft stets loyal und sogar mit einer gewissen Sympathie — nicht für meine Meinungen, doch für meine Person — behandelt

1) Über die Beziehungen zwischen Mythos und Erfahrung, vergl. S. 950 fg.

2) Als Flugschrift im Verlag „Die Fackel“, Wien (in Kommission bei Otto Maier, Leipzig), 1902.

haben, so sah ich mich umsomehr veranlasst, neuerdings Umschau und Einschau zu halten, ob mein Urteil wirklich aus der Luft gegriffen, aus Vorurteil und Missverständnis entwachsen sei; wieder einmal habe ich Vergangenheit und Gegenwart befragt und habe jede Gelegenheit benützt, um mit Katholiken über diese Dinge zu reden, und ich kann nur wiederholen: die Unterscheidung besteht seit jeher zu Recht und sie besteht heute mehr denn je.

Wer sie in klassischer Gestalt kennen lernen will, braucht nur den unsterblichen Pascal zu Rate zu ziehen, diesen nicht bloss innig religiösen, sondern durch und durch katholischen Mann, der alle Dogmen der Kirche gläubig annahm und seine ganze hohe Wissenschaft zwang, vor jedem trivialen „Wunder“ zu kapitulieren, sobald nur die Autorität der Kirche sich dafür ausgesprochen hatte, denn: *„c'est le coeur qui sent Dieu, et non la raison“*. Und doch sagt dieser Mann: *„il y a deux fléaux de la vérité“*, zwei Zerstörer giebt es, welche die Wahrheit heimsuchen, *„l'Inquisition et la Société“*, die Inquisition und die Jesuiten; und als Rom seine *Lettres provinciales* verurteilte, rief er aus: „Besser ist's Gott gehorchen, als den Menschen. *Ad tuum, Domine Jesu, tribunal appello!*“ Der selbe Mann sagt das, der sich zu der Überzeugung bekennt: *„L'histoire de l'église doit etre proprement appelée l'histoire de la vérité“.*[1] Ich meine die Unterscheidung zwischen „katholisch“ und „römisch“ liegt hier handgreiflich vor Augen. Ich habe sie bei fast jedem Katholiken, den ich kenne, gefunden, und könnte das an Dutzenden von Beispielen ausführen, wenn hier der Platz dazu wäre. Nirgends klafft ein so gewaltiger Riss wie hier zwischen Theorie und Praxis, zwischen den Glaubenssätzen, die die Kurie aufzwingen möchte, und dem, was die katholischen Völker in Wirklichkeit glauben, sowie auch zwischen der Politik, die Rom verfolgt, und der Politik, welche von der Mehrzahl der Katholiken gebilligt wird. Wir sahen es ja vorhin bei jenem gelehrten Abbé, der ein Katholik und ein Priester ist und dennoch sehr

---

1) Pensées IX, 19, XXIV, 62 und 28.

unrömische Religionssätze verficht. Noch auffallender tritt es aber im praktischen Leben zu Tage, wie z. B. wenn wir hohe katholische Prälaten den deutschen Kaiser mit Reden empfangen hören, überschwänglich an nationaler Gesinnung und Königstreue — wie in diesem Jahre in Aachen — und nun in dem katholischen *Staatslexikon* nachschlagen und sehen, dass diese selben Prälaten sämtliche Grundlagen eines geordneten Staatswesens — theoretisch wenigstens — preisgeben; dass sie z. B. ausdrücklich lehren, der Papst dürfe Fürsten, Könige und Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit absetzen, sobald „die Beschützung der Kirche diesen Schritt erfordert“,[1]) und er dürfe „in gewissen Fällen Unterthanen vom Eid der Treue entbinden“ (wie es ja schon öfters feierlich geschah)[2]) . . . Und wissen wir nicht, dass diese Männer gute Deutsche und Patrioten sind?

[1]) Man vergl. die 1. Aufl. des von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Staatslexikons, Band IV, Artikel „Papst“, vom Stiftsprälaten Dr. A. Bellesheim. Wer die gewundenen dialektischen Wege römischer Logik kennt, wird sich nicht wundern, dass der hochwürdige Gelehrte das nicht so direkt ausspricht, sondern die verschiedenen „Theorien“ der Kirchendoktoren vorträgt, die aber doch alle im letzten Grunde darauf hinauslaufen, dass der Papst Gewalt über die Fürsten besitze. „Zwar ist der Papst an und für sich zur Absetzung weltlicher Fürsten nicht befugt, wohl aber kann er indirekt dazu übergehen, insofern die ihm anvertraute Beschützung des christlichen Glaubens und der Kirche diesen Schritt erfordert“ (Kolumne 168). Wie man sich diese „indirekte“ Absetzung eines Monarchen durch den Priester, der dies für „erforderlich“ hält, zu denken hat, wird nicht ausdrücklich erklärt. Doch wir brauchen nicht weit zu suchen; denn in der folgenden Kolumne wird in anderem Zusammenhang gelehrt, der Papst könne jedes Gesetz „abweisen“ und für „null und nichtig erklären“, welches er für kirchenfeindlich hält, und daselbst finden wir folgenden bemerkenswerten Passus: „Dem Papst lässt sich ohne Auflösung der Kirche die Gewalt nicht aberkennen, in gewissen Fällen Unterthanen vom Eid der Treue zu entbinden. Denn wie kann der Eid zu einem Bande der Sünde werden; der Erreichung des letzten Zweckes müssen alle übrigen Verbindlichkeiten weichen.“ Mit anderen Worten, der Staat ist — nach der römischen Theorie — bedingungslos an den guten Willen des jeweiligen Papstes ausgeliefert, wogegen die Kirche — wie uns auf jeder Seite des *Staatslexikons* gelehrt wird — keinerlei irgendwie geartete Ingerenz des Staates zu dulden hat, denn (2. Aufl. III, 452): „die Kirche ist eine vollkommene, vom Staate unabhängige Gesellschaft“ (von Scherer).

[2]) Die Bulle, durch welche (vergl. S. 674) die Engländer von ihrem Treueeid gegen ihren rechtmässigen Monarchen entbunden und sogar direkt zur Weigerung jedes Gehorsams aufgefordert wurden, hat — so bezeugen die Historiker — fast gar keinen Einfluss über die Gemüter der Katholiken Englands ausgeübt; die Treue gegen den Monarchen überwog bei ihnen den Gehorsam gegen den Papst —

Sollen wir den Worten, die sie in feierlicher Stunde an den Kaiser richten, misstrauen? Und müssen wir nicht folglich schliessen, dass die Grenzscheide zwischen „katholisch“ und „römisch“ mitten durch ihre eigene Seele geht? Neulich hörten wir einen deutschen Bischof vor französischen Zuhörern versichern: die Katholiken kennten keine Landesgrenzen, sondern seien alle in gleicher Weise gehorsame Söhne des Heiligen Vaters in Rom; eine um so auffallendere Behauptung, als ungefähr 14 Tage früher ein französischer Bischof fast an der selben Stelle zum Revanchekrieg angefeuert hatte. Auch hier sehen wir, wie deutlich die „katholische“ Religion von der „römischen“ Lehre und Politik sich scheidet.

Ich behaupte nun, diese Unterscheidung ist nicht bloss theoretisch zulässig, da sie in den Gemütern vieler Millionen von Katholiken thatsächlich — und wenn auch vielfach unbewusst — vorhanden ist, sondern sie ist geradezu grundlegend für alles Verständnis der Vergangenheit und der Gegenwart und namentlich für jenes lebendige Verständnis, aus welchem allein eine zielbewusste Beeinflussung der Zukunft hervorgehen könnte; sie ist eine „Grundlage“. Man begreift, dass Rom und seine Parteigänger grossen Wert darauf legen, das klare Bewusstsein der Unterscheidung nicht aufkommen zu lassen, namentlich in einem Augenblick nicht, wo das rein politische „Römische“ in angeblicher Wahrung der rein religiösen Interessen des „Katholischen“ die ganze civilisierte Welt aufwühlt und durch alle Länder und Stände Beunruhigung verbreitet. Wir sollen durchaus glauben, dass „römisch“ und „katholisch“ das selbe sei, es gleichsam als Axiom betrachten; das werden wir aber nicht thun, denn wir wissen, dass es nicht wahr ist und dass man uns nur Sand in die Augen streut.

Ein Haupthindernis für die Verwirklichung des römischen

---

sie waren eben „katholisch“, nicht aber „römisch“. Doch ein Mann — Felton — hat die Frechheit gehabt, das schändliche Schriftstück an den Thoren des bischöflichen Palastes in London anzuschlagen, und dieser Mann ist jetzt von dem als „friedliebend“ so hoch gepriesenen Leo XIII. selig gesprochen worden. Das lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Ideals — das beachtet man viel zu wenig — ist gerade die Kirche selbst, die katholische Kirche. Wie oft sind nicht in früheren Jahrhunderten die Bischöfe, das Schwert in der Hand, gegen Rom gezogen! Nach und nach, und mit Hilfe kurzsichtiger Staatsgewalten, ist allerdings diese Unabhängigkeit der Krummstäbe — die „katholische“, im Gegensatz zur Tyrannei Roms — völlig gebrochen worden. Im Jahre 1870 sahen wir noch die Mehrzahl der deutschen Bischöfe „katholisch“ stimmen gegen das römische Programm.[1]) Doch sie unterwarfen sich. Das Heer der Weltpriester aber, der Männer, die aus dem Volke hervorgehen, mit ihm leben und leiden, die ihr Vaterland über alles lieben und es nie an eine andere Macht ausliefern könnten — diese Männer gelang es bisher nie ganz im selben Maasse wie die Bischöfe zu unterwerfen und durchwegs zu blindgehorsamen Agenten der Centralgewalt umzumodeln; wer in katholischen Ländern gelebt und mit Pfarrern bei der Flasche Wein gemütlich verkehrt hat, weiss genau, was ich meine, er weiss, wie „katholische“ Religion im Gegensatz zu „römischer“ noch selbst in den Pfarrhäusern lebendig ist, und er weiss, was dieser letzte Rest an Nationalismus und an echt christlicher Duldsamkeit in der Hierarchie zu bedeuten hat. Es ist förmlich, als stünden zwei ganz verschiedene Religionen unter einem Namen neben einander. Doch, wie Goethe sagt: „Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben.“ [2]) Das Mittel ist in diesem Falle die Überflutung der Welt mit geistlichen Orden, wie wir es jetzt erleben. Hierdurch wird die Weltgeistlichkeit nach und nach entwertet und — so zu sagen — ausgeschaltet; die Mönche und Ordenspriester werden mehr und mehr die Prediger, sie sind die Beichtväter, sie sind die Schullehrer, sie sind die Politiker; in den Städten wenden ihre Kirchen alle Mittel an, um die Gläubigen von den

1) Anfänglich stimmten im Ganzen nur vier deutsche Bischöfe für das Unfehlbarkeitsdogma. Erst die Anwendung der moralischen Folter stimmte die übrigen um.

2) Gespräch mit Eckermann vom 3. 4. 1829.

anderen Kirchen weg zu ziehen, und schon strecken sie die Arme weiter aus, nach den Pfarreien. Manche Orden sind schon jetzt ausdrücklich der bischöflichen Jurisdiktion entzogen; sie unterstehen unmittelbar der römischen Kurie; die mit dem Staat zusammenhängende, ihm gegenüber verantwortliche Landeskirche besitzt folglich kein Mittel, um Aufsicht über diese Orden zu üben oder auch nur sichere Kenntnis ihres Thuns zu gewinnen.[1]) Rom hat Zeit und wird es mit der Knebelung und allmählichen Ausrottung der nationalen Weltgeistlichkeit noch weit bringen. Und hierdurch werden allerdings — das gebe ich ohne weiteres zu — „katholisch“ und „römisch“ immer mehr zu identischen Begriffen. Denn jedes Ordensmitglied ist ein Soldat Roms; sein Vaterland ist ausschliesslich die Kirche, ein anderes darf es nicht kennen; jede Ordensniederlassung ist eine politische Agentur, aufgerichtet gegen den Staat, der sie beherbergt — da ja zwei oberste Gewalten ebensowenig nebeneinander bestehen können, wie es möglich ist, auf einen Fleck, wo ein Haus schon steht, ein zweites Haus hinzubauen, wenn man nicht vorher das erste niederreisst. Im Evangelium hatten wir gelesen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott,

[1]) In dem vorhin genannten römischen *Staatslexikon,* Band IV der 1. Auflage, versichert uns der Jesuit Lehmkuhl, die „Exemtion“ der Orden von der bischöflichen Gewalt sei „bei grösserer Centralisation der Gewalt innerhalb des Ordens und grösserer Thätigkeit derselben nach aussen ... eine Notwendigkeit“ (Kol. 99). In diesen wenigen Worten liegt für den aufmerksam Lesenden ein ganzes Programm. Ergänzt wird es durch das, was der selbe hochwürdige Pater auf der folgenden Spalte über das Verhältnis zum Staate sagt: „Was die Stellung des Staates zu den Orden betrifft, so bedarf die Kirche zu ihrem Bestande und ihrer Entfaltung, wie überhaupt, so auch hier des Staates nicht; doch pflegt sie, soweit sie es für thunlich hält, den Wünschen der Regierungen entgegenzukommen.“ Das war ausnahmsweise ein sehr unvorsichtiger Jesuit, der uns die *pensées de derrière la tête* verrät, die alle anderen Mitarbeiter des *Staatslexikons* mit Aufwand unendlicher Geschicklichkeit zu verbergen trachten. Die Redaktion bekam auch einen solchen Schreck, dass sie gleich hinter diesen Worten eine ganze Spalte in eckigen Klammern einschob, um die schroffe Wahrheit mit den üblichen halbverdeckenden Zierschnörkel zu umgeben. Die zweite, umgearbeitete Auflage dieses vierten Bandes ist noch nicht erschienen; es wird interessant sein, zu sehen, nach welcher Richtung hin eine Bewegung hier stattgefunden hat; nach anderen Artikeln zu schliessen, wird sie zu den Jesuiten hin und von der „Redaktion“ hinweg erfolgt sein; und das ist mit Genugthuung zu begrüssen, denn es ist viel angenehmer, mit Bonifaz VIII. und Lehmkuhl zu verkehren, als mit dem wortreichen Bellesheim und seinesgleichen.

was Gottes ist“; doch wenn Gott zur Erde niedersteigt und selber das Regiment übernimmt, hat der Kaiser nichts mehr zu fordern; er kann abziehen. Und so ist das, was wir heute erleben, nicht bloss ein Kampf Roms gegen den Protestantismus, sondern es ist — fast in noch höherem Grade — die geradlinige Fortsetzung des Kampfes Roms gegen den Katholizismus, der sofort begann, als die Jesuiten die Macht ergriffen hatten (siehe *Grundlagen*, S. 849 fg.).

Doch — ohne die ungeheure Macht Roms zu unterschätzen, namentlich dort nicht, wo protestantisch fromme Arglosigkeit und Duldsamkeit, wie z. B. im heutigen England, am Ruder ist — dürfen wir doch sagen: bis zu jener erhofften Ausrottung jeglicher freiheitlichen Regung hat's noch gute Wege, und die Männer, die es mir verwehren wollen, „römisch“ und „katholisch“ zu unterscheiden, eilen mit ihren Wünschen der Wirklichkeit um etliche Jahrhunderte voraus. Und inzwischen bleibt es nicht nur statthaft, sondern notwendig, scharf zu trennen und genau zu wissen, wen und was man im Katholizismus bekämpfen und wen und was man nicht bekämpfen will.

Wahnwitzig wäre es, jenen ungeachtet aller Dogmen sehr weitherzigen und wechselnden, vielen Gemütern unentbehrlichen Religionskomplex, der sich „katholisch“ nennt und der, trotz des oberflächlichen Scheines, viel weniger eng begrenzt, viel elastischer ist und den veränderten Zeiten leichter sich anpasst als z. B. das lutherische Bekenntnis, wahnwitzig wäre es, ihn bekämpfen zu wollen, oder — wie Manche es sich herausnehmen — ihm nur einen untergeordneten Rang neben dem Protestantismus einzuräumen. Der Katholizismus, der gewiss, rein ethisch betrachtet, ein minder hohes Ideal vertritt, ist andrerseits bedeutend weniger judaisiert, steht der Natur — und dadurch der lebendigen Wahrheit — näher und ist in Folge dessen vom Verständnis des Mythischen nicht so völlig ausgeschieden wie der orthodoxe Protestantismus. Es ist auch nachweisbar unwahr, dass der Katholik weniger frei denkt und forscht als der Protestant; das würde nur zutreffen, wenn er rechtgläubig wäre und ein blind gehorsamer Sohn Roms, was

aber nur bei einer verschwindenden Minderzahl gebildeter Katholiken der Fall ist; die meisten sind „katholisch“, nicht „römisch“. D'Alembert — der die Jesuiten verteidigte, als er sie verfolgt glaubte, also gewiss ohne Voreingenommenheit spricht — — bemerkt am Schlusse des 18. Jahrhunderts, dass es einen Unterschied mache, „als überspränge man vier Jahrhunderte“, wenn man in Europa von einer Universität zur anderen übersiedele, nicht aber je nachdem die „Konfession“ protestantisch oder katholisch sei, sondern je nachdem die Sendlinge Roms an der betreffenden Universität herrschen oder nicht.[1]) Ich glaube also, wir Protestanten sollten Achtung und Liebe für das Katholische im Herzen grossziehen. Im Gegensatz zu den Faktoren, die uns in zwei feindliche Lager spalten wollen, müssen wir — „wir“, die übergrosse Mehrzahl der unpolitischen Laien und die besten unter den Geistlichen — auf ein vollkommenes Einverständnis mit einander hinarbeiten; es ist absurd, sich im 20. Jahrhundert wegen Religionsdifferenzen zu bekriegen; angezeigter wäre es, mit vereinten Kräften nach einem reineren und unserer Kulturepoche angemesseneren Ausdruck für unsere religiösen Bedürfnisse zu suchen. Dem semitischen Geiste gegenüber empfahl ich ein bloss innerliches, aber resolutes, bewusstes Wegwenden; hierdurch wären nicht bloss wir, sondern auch die edeldenkenden unter den Juden erlöst; Katholiken und Protestanten hingegen möchte ich ein aufrichtiges, rückhaltloses Sicheinanderzuwenden dringend ans Herz legen. Schon Lessing hat bemerkt: „Will man der evangelischen Kirche verwehren, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stossen, wird sie auf einmal ebenso weit hinter dem Papsttum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen.“ [2]) Mir macht es aber nicht

---

[1]) *De l'abus de la critique en matière de religion,* § 29. Den Papst persönlich nimmt D'Alembert aus, was insofern unzweifelhaft richtig ist, als der Papst ebensowenig gegen die anonyme Macht der Hierarchie etwas vermag wie irgend ein anderer Priester; wir haben es an dem „liberalen“ Pius IX. und an dem „friedliebenden“ Leo XIII. erlebt. (Über die Ohnmacht des Papstes, vergl. Bismarck's *Gedanken und Erinnerungen* II, 124—127.)

[2]) Fragment *Über die itzigen Religionsbewegungen.*

den Eindruck, als ob der Protestantismus im Stande sein werde, aus sich allein eine religiöse Neuerung zu vollbringen. Der Protestantismus hat etwas eigentümlich einseitig Männliches an sich; wir lieben und achten ihn dafür; gebären thut aber nur das Weibliche, und weiblich ist der Katholizismus, das wird Keiner leugnen.

Ein ganz anderes Gebilde ist „Rom“. Es ist das *imperium romanum* in seiner letzten und verhängnisvollsten Gestalt; der Geist des grossen Reiches ohne dessen Leib; eine ausschliesslich politische und — wohl betrachtet — durchaus unreligiöse Gewalt, die den religiösen Wahn nur grosszieht, um ihn seinen Zwecken dienstbar zu machen. Es ist nicht bloss erlaubt, eine derartige Macht als eine politische zu kennzeichnen, vielmehr müssen wir einsehen lernen, dass hier gleichsam die Quintessenz aller Politik in die Erscheinung tritt. Das ja gerade ist es, was sie so gefährlich macht; denn anderswo ist alle Politik nichts weiter als ein System von ewig erneuten Kompromissen zwischen den Bedürfnissen gewisser Gruppen lebender, arbeitender Menschen und den Bedürfnissen anderer Gruppen ebensolcher Menschen; überall und immer ist Politik ein Mittel, nicht ein Ziel, ein ewiges Ungefähr, nie eine Doktrin; sie ist gleichsam ein unvermeidliches Übel und findet ihre Rechtfertigung nur in ihren nichtpolitischen Erfolgen. Rom dagegen — das heutige Rom — ist abstrakte, absolute Politik, Politik als Selbstzweck. Die *Civitas Dei,* mit dem Papste an der Spitze als unumschränktem Gebieter, ist ein Ideal; es wächst nicht aus thatsächlichen, praktisch gegebenen Verhältnissen heraus, sondern soll von oben her diesen Verhältnissen aufgezwungen werden; kurz, es ist nicht Leben, sondern Lehre, und das heisst nichts Anderes als absolute Politik. Von Bedürfnissen, denen diese Politik dienen sollte, kann keine Rede sein; die Männer, die sie betreiben, entsagen — mehr oder weniger — aller völkischen Gemeinschaft und treten sogar aus der Familie aus; mit anderen Worten, sie scheiden aus der menschlichen Gesellschaft; folglich existiert für sie die unerlässliche Politik der praktischen Bedürfnisse nicht mehr, sondern sie sind frei, das eine grosse, doch sonst

allseits bedingte Werkzeug aller Politik — die Gewalt — als deren Zweck zu erfassen und sich diesem einen Zweck — der Allgewalt — ungeteilt zu widmen. Und je reiner und uneigennütziger — uneigennützig, meine ich, im Sinne weltlicher Genüsse — eine derartige Politik, umso gefährlicher ist sie für die Staaten. Die Berechtigung aller praktischen Politik und die Entschuldigung für die Gewaltsamkeiten, zu denen sie häufig greifen muss, ist gerade, dass materielle Vorteile auf dem Spiele stehen und dass die Völker wie die Einzelnen einer materiellen Grundlage nicht entbehren können; das ideale Element des Lebens muss das Volk aus anderen Quellen speisen, die Politik dagegen kann garnicht zu ausschliesslich „real“ sein. Hingegen greift eine Politik wie diejenige Roms um so tiefer in das Leben der Völker ein, je abstrakter und reiner sie ist; hier ist Logik, was bei den Staaten Kanonen sind; und je selbstloser und sittenreiner die führenden Männer, um so fanatischer und zielbewusster werden sie handeln. Ein Papst, der Maitressen hält und Künstler beschäftigt, ist harmlos gegenüber dem milden Greis, der jetzt auf dem Throne sitzt. Es liegt auf der Hand, dass eine derartige politische Macht die Schwächung und endliche Vernichtung jedes Staatswesens unausgesetzt betreiben muss; hier nützen selbst die besten Absichten — wo solche vorhanden sind — nichts, denn die Logik der Situation ist stärker als der stärkste Einzelwille. Es ist darum nur konsequent, wenn das römische Staatslexikon (III, 1265) die Bildung der europäischen Nationalstaaten als einen „Zerfall der Christenheit“ beklagt. Treitschke bemerkt: „die katholische Kirche nimmt immer Partei für die Sprache der geringeren Kultur“;[1]) wir sehen es in diesem Augenblick in Posen, wo Rom das ganze Gewicht seines Einflusses in die Wagschale des Polentums wirft — hier, wo es die schönste Gelegenheit hätte, sich als staatserhaltend zu erweisen, wenn es das wäre; wir sehen es in Böhmen, wo Rom rein deutsche Gegenden mit tschechischen Pfarrern überflutet und so die mächtigste För-

[1]) Politik, I, 287.

derung der Entdeutschung wird; wir sehen es in Irland, wo Rom allein das für heutige Verhältnisse völlig nutzlose keltische Idiom am Leben erhält und von der Kanzel herab die „Teufelssprache“ der Engländer verflucht; wir sehen es in der Bretagne, wo die Ordensschulen so viel irgend möglich die französische Sprache unterdrücken und wo selbst in Städten deren Einwohner zum grossen Teil nur französisch verstehen, nichtsdestoweniger vielfach ausschliesslich bretonisch gepredigt wird. Das kann aber gar nicht anders sein, und man darf mit apodiktischer Gewissheit behaupten, dass, was wir bei den Sprachen handgreiflich deutlich erblicken, auf jedem einzelnen Gebiet des Lebens in genau der selben Weise geschieht und dass Rom ausnahmslos dasjenige thut, dasjenige züchtet, dasjenige fördert, was den Staat — als solchen — schwächt. Dazu ist ja Rom da; das ist seine *raison d'être;* und wenn es heute sein politisches Ideal aufgäbe, so wäre es morgen verschwunden; denn Religion an und für sich bedarf solcher gewaltigen Zurüstungen nicht, im Gegenteil.

Eine Hierarchie wie die römische ist ja nichts Neues in der Geschichte; wir haben Memphis und wir haben Babylon; letzteres namentlich beginnt historische Erfahrungen vor unseren Augen zu entrollen, an denen kein heutiger Staatsmann achtlos vorübergehen sollte. „Babylon und Rom“ wäre ein ebenso interessantes Thema wie „Babel und Bibel“ und praktisch ergiebiger. Dass auch in Babylon die Priester ihre Ansprüche auf göttliche Einsetzung zurückführten und glaubten, Gott gäbe durch ihre Vermittlung seine unfehlbaren Beschlüsse kund, sollte uns nicht auffallen; denn da eine Universalhierarchie [1]) nicht in einem Volke und dessen Bedürfnissen wurzeln kann, woher soll sie denen ihre Kreditive nehmen, wenn nicht vom lieben Gott? Von Bedeutung ist es dagegen zu gewahren, wie die Interessen einer solchen Körperschaft notwendigerweise im Gegensatz zu

1) Die babylonische Priesterschaft ist durchaus unnational und international; sie treibt ihre Politik auf eigene Faust in allen ihr erreichbaren Ländern und kümmert sich um den Wechsel der Völker und Dynastien nur, insofern die Interessen der Hierarchie hierdurch berührt werden.

dem Interesse der Völker und Staaten stehen. Der Einfluss der Priesterschaft ist in Babylon so gross, dass ein Fürst weder seines Lebens noch des Gehorsams seiner Unterthanen sicher ist, wenn er nicht gut steht mit der Kirche; hierdurch reisst aber diese nach und nach fast alle Reichtümer des Landes an sich, sie wird Besitzerin des grössten Teiles von Gut und Boden, geniesst zugleich Steuerbefreiung und monopolisiert zuletzt sogar Handel und Bankwesen. Entweder entsteht nun schliesslich eine Revolution gegen diese unhaltbaren Zustände, und ein fähiger Staatsmann — wie z. B. Tiglat-Pileser — kommt auf den Thron, dessen erste That in der Aufhebung oder möglichsten Beschränkung der „todten Hand“, und dessen zweite in der Wiederbelebung eines unternehmungslustigen Bürger- und eines kräftigen Bauern- und Kriegerstandes besteht; oder aber ein fremdes, noch ungeknechtetes Volk taucht auf und unterwirft das geschwächte Reich; jedoch, ob ersteres oder letzteres geschieht und ob der fremde Eroberer — wie z. B. bei den Persern der Fall — im geheimen Einverständnis mit der Hierarchie (denn diese ist stets bereit, wenn es der „Religion“ Vorteil bringt, den Landesfürsten zu verraten) oder aber ohne und gegen sie eindringt, gleichviel, nach kurzer Zeit sehen wir die Hierarchie, deren Agenten allerorten am Werke sind, wieder das Heft ergreifen und den Staat von neuem dem moralischen und wirtschaftlichen Ruin entgegenführen. Moralisch und wirtschaftlich sind von einander nicht zu trennen; denn bei den Grossen züchtet die Kirche Babylons Habgier, wüsten Aberglauben, wahnsinnige Verschwendung auf Kirchengüter und Kultusbauten, religiöse Weltbeherrschungspläne, und das Volk verdummt sie, entmannt es, drückt es zur Servilität herab und jagt es dennoch im Handumdrehen, wenn es ihren Plänen passt, als fanatisierte Horde gegen König und Staat. Auf einen antihierarchischen Tiglat-Pileser und die von ihm inaugurierte kurze Spanne glänzender Realpolitik folgt ein Sargon, der alle Privilegien der Hierarchie erneuert, dadurch den Landbau, den Handel, die Wehrkraft schwächt; ein Sanherib schüttelt wieder die Priester ab, stärkt das Heer und hätte den Staat einer

neuen Blüte entgegengeführt; doch er wird im Tempel erschlagen, und wenige Jahre darauf schwindet das assyrische Herrschergeschlecht für immer aus der Geschichte. Das selbe Schauspiel wiederholt sich bei jeder Dynastie, denn die Könige und die Völker kommen und gehen, die Hierarchie aber bleibt; sie überdauert Jahrtausende, und als Babylon von der Erde entschwindet, vererbt sie ihre Traditionen an Rom. Es ist auch nicht anders möglich; denn man muss es immer wiederholen: wir Menschen werden von den Situationen, die wir geschaffen haben, blind beherrscht. Geht ein Staat mit einer ausserstaatlichen Priesterhierarchie Verträge ein — und seien es noch so harmlose — so muss der Staat mit der Zeit daran zu Grunde gehen; das ist genau ebenso sicher, wie der Satz von der Hypotenuse. Neben der opportunistischen Politik des Augenblickes müssten wir noch eine Wissenschaft der mathematischen Politik besitzen, welche genau darthäte, wohin ein jeder Weg führt.

Der gewaltigen Erscheinung der römischen Hierarchie gegenüber achtlos, skeptisch, gleichgültig, in blasser Sympathie oder blasser Antipathie — wie Millionen von Protestanten und Katholiken — zu verharren: das kann nur Blindgeschlagensein oder geistige Schwäche erklären. Wer dagegen erkennt, was hier vorgeht und wie hier die Zukunft der ganzen Menschheit, insbesondere aber die Zukunft alles Germanentums, auf dem Spiele steht, hat nur die eine Wahl: entweder Rom zu dienen oder Rom zu bekämpfen; abseits zu bleiben, ist ehrlos.

Grundlegend ist aber hierbei die Erkenntnis — und darum gehört ihre klare Formulierung in diese „Grundlagen“ — dass man Rom (diese rein politische Macht, der auch einzig politisch beizukommen ist) bekämpfen kann, ohne darum die katholische Religion zu bekämpfen, im Gegenteil, indem man ihr selber angehört, oder ihr aufrichtige Sympathie entgegenbringt und fühlt, die Welt wäre ärmer — auch ärmer an Hoffnungen für die Zukunft, — wenn jene nicht wäre. Auch hier wieder, wie beim Dilettantismus, wie bei der Rasse, wie beim Monotheismus, kommt es uns nicht auf Worte an, sondern auf Dinge, auch nicht

auf Theorien über das, was sein müsste, sondern auf die Thatsachen, wie sie sind. „Römisch“ und „katholisch“ sollten — nach den Lehren der Hierarchie — das selbe sein; sie sind es aber nicht; darum unterscheiden wir sie.

Ich schliesse mit einem oft gehörten, doch nie zu oft wiederholten Worte Kant's: „Das Reich Gottes auf Erden, das ist die letzte Bestimmung, des Menschen Wunsch. Dein Reich komme! Christus hat es herbeigerückt; aber man hat ihn nicht verstanden, und das Reich der Priester errichtet, nicht das Gottes in uns. Im ganzen Weltall sind tausend Jahr ein Tag. Wir müssen geduldig an diesem Unternehmen arbeiten und warten.“

Wien, im Oktober 1902.

Houston Stewart Chamberlain.

Schriften von Houston Stewart Chamberlain:

Das Drama Richard Wagners. Vierte Auflage. Leipzig 1910. 3 M.

Le drame Wagnérien. Bearbeitung des vorstehenden Werkes in französischer Sprache, vom Verfasser. Paris 1894. Vergriffen.

— Das selbe Werk. Spanische Übersetzung. 1902.

Richard Wagner. Mit zahlreichen Porträts, Faksimiles, Illustrationen und Beilagen. 4°. XI, 368 S. München 1896. Vergriffen.

— Das selbe Werk. Englische Ausgabe. Aus dem Deutschen übersetzt von G. Ainslie Hight. 4°. XVII, 402 S. London 1897 (mit den Illustrationen der deutschen Original-Ausgabe). Vergriffen.

— Die selbe Ausgabe. 4°. Ohne Bilderbeilagen. London 1900. 10½ Sh.

— Das selbe Werk. Französische Ausgabe. Aus dem Deutschen übersetzt (gekürzt und ohne Illustrationen). 16°. XII, 395 S. Paris 1899—1901, und München, F. Bruckmann A.-G. 3.50 Fr.

— Das selbe Werk. Rev. deutsche Originalausgabe. Ohne Illustrationen. Gr. 8°. 526 S. Mit Titelbild. Zweite bis fünfte Auflage. München, 1901—1909. F. Bruckmann A.-G. 8 M.

— Das selbe Werk. Neue illustrierte Ausgabe. Zwei Bände. Gr. 8°. 580 S. Mit 130 Illustrationen und Beilagen. München 1911. F. Bruckmann A.-G. Geb. 20 M.

Recherches sur la sève ascendante. 8°. 350 S. mit 7 Tafeln. Neuchâtel 1897. Attinger frères. Vergriffen.

Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Hauptausgabe. Gr. 8°. CVII und 1055 S. Erste bis fünfte Auflage. München 1899—1904. F. Bruckmann A.-G. Vergriffen.

— Das selbe Werk. Volksausgabe. 8°. XXV, 1240 S. in zwei Bänden. Sechste bis zehnte Auflage. München 1906—1912. F. Bruckmann A.-G. 6 M.

— Das selbe Werk. Englische Ausgabe: The foundations of the nineteenth Century. A translation from the German by John Lees, M. A., D. Lit. (Edin). With an introduction by Lord Redesdale, G. C. V. O., K. C. B., etc. In 2 vols. Gr. 8°. 1267 S. London 1910 und München, F. Bruckmann A.-G. 26.50 M.

— Vorwort und Nachträge zur dritten Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Gr. 8°. 40 S. München 1901. F. Bruckmann A.-G. 1 M.

Dilettantismus, Rasse, Monotheismus, Rom. Vorwort zur vierten Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Gr. 8°. 76 S. München 1903. F. Bruckmann A.-G. Vergriffen.

Wehr und Gegenwehr. Vorworte zur dritten und zur vierten Auflage der Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. Revidierte Ausgabe. 8°. 108 S. München 1912. F. Bruckmann A.-G. 1 M.

Richard Wagner an Ferdinand Praeger. Herausgegeben mit kritischem Anhang. Zweite Auflage. Berlin 1908. 2.50 M.

Parsifal-Märchen. Kl. 4°. 63 S. München 1900. Vergriffen.

Worte Christi. (Mit einer einleitenden Apologie und erläuternden Anmerkungen von Houston Stewart Chamberlain.) Luxus-Ausgabe auf holländischem Büttenpapier. Gr. 8°. 288 S. München 1901. F. Bruckmann A.-G. Brosch. 12 M.

— Das selbe Werk. Neue Ausgabe. 16°. XII u. 316 S. Häufige Neudrucke. München 1903—1911. F. Bruckmann A.-G. 2 M.

— Das selbe Werk. Holländische Uebersetzung. 1902.

— Das selbe Werk. Schwedische Uebersetzung. 1902.

Drei Bühnendichtungen. Der Tod der Antigone. — Der Weinbauer. — Antonie oder die Pflicht. Gr. 8°. VII und 219 S. München 1902. F. Bruckmann A.-G. 6 M.

Arische Weltanschauung. Kl. 8°. 91 S. Zweite Auflage. München 1911. F. Bruckmann A.-G. Kart. 1.50 M.

Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. 8°. XII und 1000 S. Zweite Auflage. München 1909. F. Bruckmann A.-G. 5 M.

— Das selbe Werk. Luxus-Ausgabe in Gr. 8°. XI und 786 S. Mit Titelbild. In Marokkoleder gebunden. München 1905. F. Bruckmann A.-G. 24 M.

Über Houston Stewart Chamberlain:

Kritische Urteile über die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts und über Immanuel Kant. 8°. 160 Seiten. Mit einer biographischen Notiz über Houston S. Chamberlain. Dritte Auflage. München 1909. F. Bruckmann A.-G. 0,50 M.


Biblioteka Główna UMK
300052683716



MEIN LEBEN
VON
RICHARD WAGNER

2 BÄNDE IN GROSSOKTAV-FORMAT VON ZUSAMMEN 900 SEITEN MARK 20.– IN ZWEI LIEBHABERBÄNDE GEBUNDEN MARK 25.–

Die Lebenserinnerungen Richard Wagners umfassen die Jahre 1813—1864. Die Abfassung fällt in die Jahre 1866—1873, und zwar konnte der Meister, wie er selbst berichtet, dabei Notizen benutzen, die er seit dem Jahre 1835 in ununterbrochener Folge mit genauer Angabe der Daten geführt hat.

Aus der Fülle der Besprechungen:

„Zusammen mit den Briefen an Mathilde Wesendonck halte ich Wagners „Mein Leben" für die schönste und fesselndste seiner größeren Prosaschriften, für ein Kunstwerk, das uns durch seinen aufpeitschenden Inhalt, wie durch seine außerordentlich packende Form mächtig bannen muß und uns den ungemeinen Kampf dieses Riesen gegen die Landläufigkeit in Staat, Gesellschaft und Kunst wie ein lebendiges Gemälde schildert, in rastlosem Wechsel zwischen höchster Erhebung und demütigender Hinabwürdigung ein modernes Heldengedicht bietet. Nicht nur aber, daß wir das eigene Schicksal des Autors in seinem immerfort ungewöhnlichen Auf und Ab in vollatmender Darstellung kennen lernen, auch auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft in Staat und Kunst läßt uns der Autor in seiner Ekstase blicken und schenkt uns nach der Art der Großen in seinem Leben das Leben einer ganzen Menschheit."

Augsburger Abendzeitung.